Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 14 — Leipzig, den 7. April — 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Am Ostermorgen — Der Gekreuzigte im heiligen Abendmahl — Die alte Theologie — Das Jahr 1848 — Die Memoiren der Johanne Terrasson: 1. Die Dragoner als Missionare — Zwei neue Romane (Sophus Bauditz und O. Verbeck) — Auch ein Grund des Abfalls — Verschiedenes: Vorträge über religiöse Tagesfragen; Aus Charles Kingsleys Schriften; Reformation und Revolution; Das evangelische Diakonissen- und Krankenhaus in Freiburg; Probenummern — Anzeigen

Am Ostermorgen

Von der Berge dunklen Säumen
Grüßt das Licht die Welt,
Vor dem jungen Tage räumen
Muß die Nacht das Feld.
Auch der Winter flog von hinnen,
Eilend war sein Lauf;
Ueber Burgen, über Zinnen
Wacht der Frühling auf.

Horch! die Osterglocken laden
Rufend schon von fern:
Hohes Fest von Gottes Gnaden,
Siegestag des Herrn!
Alle Freuden überragend,
Die die Welt gesehn,
Tröste göttlich, die da klagend
An den Gräbern stehn.

Schenke Allen, die da dürsten,
Innen Frieden du
Aus der Kraft des Lebensfürsten,
Vorschmack ewger Ruh.
Nächte lichtend mit dem Gruße
Himmlisch selger Art,
Segn' uns mit dem Osterkusse
Seiner Gegenwart.

Carl Hunnius

Der Gekreuzigte im heiligen Abendmahl

So oft ihr von diesem Brot esset und von diesem Kelch trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen. 1. Kor. 11, 26.

Osterzeit ist bei unsern katholischen Mitchristen vornehmlich die Zeit, die sie zur Beichte ruft und zur heiligen Kommunion. Auch uns Evangelische laden Gründonnerstag und Karfreitag vor andern Tagen ein, das Abendmahl mitzufeiern; dazu findet wohl in den meisten deutschen Landeskirchen um diese Zeit der erste Abendmahlsgang der Konfirmirten statt. So wird denn solche Feier zwiefach das, was schon jede Passions- und Osterfeier sein soll: Verkündigung des Todes Jesu.

Man mag sonst über das Abendmahl denken, wie man will, so hat jedenfalls Jesus in der ersten Feier desselben vor seinem Tode eindrücklicher denn je zu seinen Jüngern von seinem Tode geredet. Er hat ihnen gesagt, daß dieser sein Tod ihnen zu gute kommen würde, daß er ihnen Vergebung der Sünden und einen neuen Bund bringen würde, somit Erfüllung alles dessen, was die Propheten des alten Bundes verheißen hatten.

Und nicht anders haben die ersten Christen das Abendmahl gefeiert, nachdem Christus gestorben und auferstanden war. Es war keine gewöhnliche Mahlzeit, wenn sie zusammen kamen und das Brot brachen; sie „unterschieden den Leib des Herrn,“ wußten, daß das Brot, das sie brachen, „die Gemeinschaft des Leibes Christi war,“ und fühlten sich als „Ein Leib,“ weil „Alle Eines Brotes teilhaftig.“ Oder vielmehr, es gab schon in früher Zeit Christen, die das alles nicht recht empfanden und im Sinn behielten. In Korinth z. B. gab es solche, denen mußte Paulus eben darum den Kopf zurechtsetzen. Sie kamen zusammen, Reiche, die viel, Arme, die wenig zu essen und zu trinken mitbrachten; die Reichen setzten sich zu einander, verzehrten mehr als sie bedurften, sodaß sie übersatt und trunken wurden, während die Armen an der andern Ecke des Tisches nicht so viel hatten, ihren Hunger zu stillen. „Wenn ihr zusammenkommt, so hält man da nicht des Herrn Abendmahl.“ Unwürdig esset ihr so von dem gesegneten Brot und trinket von dem gesegneten Kelch, macht euch mitschuldig an dem Tode des Herrn.

In zwei Stücken also fehlten die korinthischen Christen und wurden „unwürdige“ Gäste am Tisch des Herrn: daß sie lieblos und rücksichtslos einander die rechte Gemeinschaft versagten, und daß sie sich des unterscheidenden Charakters dieser Mahlzeit als einer Todesmahlzeit Jesu nicht bewußt blieben. Im letzten Grunde kam es auf Eins hinaus. Hätten sie gewußt, was das bedeutete, das von Christus gebrochne Brot mit essen zu dürfen, sie würden es in brüderlicher Liebe mit einander geteilt haben.

Würdig das heilige Abendmahl feiern heißt an den Tod Christi gedenken. Mehr noch: seinen Tod verkündigen. Und zwar als sein Jünger. Wie es Luther unübertrefflich in seinem Katechismus gesagt hat: an das Wort „Für euch“ glaubend. Wer das thut, ist ein würdiger Gast; alles Andre ist daneben gleichgiltig. Wer es aber nicht mag, was will der bei der Abendmahlsfeier?

Man kann die Frage, wer ein Christ sei, sehr verschieden stellen und beantworten. Man kann Einen, der scheinbar dem Christentum sehr fern steht, noch mit freier Milde einen Christen nennen. So hat Christus selbst geurteilt: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns. Und man kann Einem, der auf christliche Korrektheit allen Anspruch macht, streng und offen sagen müssen, er sei noch kein Christ. So hat Christus ein andermal geurteilt: wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Es giebt gewiß Christen auch unter denen, die nie zum heiligen Abendmahl gehen; Gott weiß es. Aber es gehört gewiß zu einem rechten Christentum der Sinn für diese hehre Gemeindefeier, und dieser Sinn erschließt sich im Glauben an die Heilsbedeutung des Todes Jesu, an das „Für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden.“

Damit tritt in den Mittelpunkt der Feier der Gekreuzigte. Er ists, der uns bewirtet, nicht mit Brot, nicht mit Wein, sondern mit Vergebung, Frieden, Trost, Kraft, Leben und Seligkeit, mit all den „Früchten seines Leidens.“ Gewiß, die können wir haben auch aus seinem Wort, aus der schlichten Kunde von seiner Todesthat. Aber Gott Lob, daß wir daneben noch diese sinnvolle Weise haben, ihn und seine Wohlthat gegenwärtig zu spüren. Nicht zauberhaft oder in gefühligem Wonnerausch, unter Schauern der Verzückung. Vielleicht, daß der einmalige Gang zum Abendmahl uns nicht den mindesten

besondern Eindruck macht. Ebenso wird die Einzelkommunion, wo sie nicht ganz in dem Bewußtsein der doch vorhandnen Gemeinschaft mit Vielen stattfindet, ihren Segen leicht verlieren. Aber wo das Abendmahl nach seinem ursprünglichen Sinn gefeiert und diese Feier in freier Sitte von uns wiederholt wird, da stellt sich der Segen ein: der Segen einer festen und stetigen Verbindung mit dem Gekreuzigten, wie wir sie sonst nicht haben.

Natürlich mit dem auferstandnen Gekreuzigten. Der Tod Jesu behält sein Geheimnis, seine Auferweckung noch mehr. Aber eines toten Christus Tod wird keine Abendmahlsgemeinde verkündigen. Die Wirkung, die von Christus auf seine lebendigen und treuen Jünger ausgeht, ist der Art nach verschieden von der Wirkung, die andre Große im Reiche des Geistes auf späte Geschlechter ausüben. Es ist eine Auswirkung persönlichen Lebens, die dem, der sich unter sie stellt, die freudige Gewißheit giebt: dieses persönliche Leben ist nicht verwest und verweht, es ist wirklich bleibende Gegenwart.

So laßt uns auch in diesen Gedenk- und Feiertagen den Tod des Herrn verkündigen, als den Tod Eines, der den Tod überwunden hat. R

Die alte Theologie

Die alte Theologie machte einen durchgreifenden Unterschied zwischen dem Menschen und der Natur, unter der letztern selbst die am höchsten entwickelten Tiere mit inbegriffen. Sie konstatirte, daß alles Lebende außer dem Menschen niedrigen Trieben nachhänge und ethisch impotent sei, während der Mensch allein die Gabe habe, einem Sittengesetz zu folgen. Sie legte diesen Fundamentalunterschied in dem einen Satze fest, daß der Mensch allein eine Seele habe, die dem Tiere versagt sei. Ein wesentlicher Teil dieser Seele ist die Vernunft. Sie allein gewährt Einsicht in die Welt und in das Sittengesetz. Das Tier hat sie nicht und darum auch nicht diese Einsicht. Weil es diese Einsicht nicht hat, hat es aber auch andrerseits keine Pflicht, nach einem Sittengesetz zu handeln. Darum ist es zwar sündig, aber es ist auch von jeder Pflicht befreit. Sein Dasein ist ethisch indifferent. Der Mensch dagegen hat Einsicht, und darum hat sich ihm das Sittengesetz geoffenbart und bildet für ihn ein unausweichliches Postulat. Nun sah man aber, daß der Mensch durchaus nicht so geneigt war, diesem Postulat nachzukommen. Es entstand somit die Frage, warum er das nicht durchweg thue, da es doch die Vernunft ihm unausweichlich vorführe. Darauf gab es nur zwei Antworten. Entweder er konnte nicht immer, oder er wollte nicht immer. Die Theologie entschied sich für das Letztere und machte dadurch den Menschen verantwortlich und Gott zu einem Richter. Nun hatte aber der Mensch seine Lebsucht so gut wie das Tier. Darum ward die Lebsucht von der Seele so scharf abgetrennt wie die Natur und war auch dem Menschen hinsichtlich seiner Lebsucht ethische Indifferenz zugestanden. Weil aber der Mensch auch außerdem noch unverbesserliche Neigung zum Sündigen zeigte, die er nicht ablegen zu wollen schien trotz Sittengesetz und Freiheit, so ließ man diesen untilgbaren Rest einfach stehen und vindizirte dafür die Gnade Gottes, der somit nicht nur Richter, sondern auch Begnadiger war. Er spendete Gnade nicht bloß, indem er uns eine Seele mit Vernunft und freier Entschließung gab, sondern auch, indem er zu verzeihen geneigt war ohne Buße, bloß um des Glaubens und inniger Bitten willen.

Gegen diese Anschauungsweise hat sich in der Moderne ein großes Gezeter erhoben. Welch eine Bornirtheit, den Menschen loszutrennen von der Natur! Welche Ungerechtigkeit, dem treuen Hunde die Seele abzusprechen! Welcher Hochmut, dem Gehirn im Menschenschädel eine andre Qualität zuzuerkennen als dem im klugen Elefantenschädel. Und dann die Freiheit des Willens! Das Tier unter dem Zwang des Motivs und seiner Triebe, der Mensch frei von diesem Zwang; und dann doch wieder nicht frei, nicht einmal seelisch — was sollte das für ein Unterschied sein zwischen sündiger Lebsucht und unvermeidlicher Sünde außerhalb der Lebsucht? Schließlich kam auch der Widerspruch in ein System. Dann hieß es also: Der Mensch ein Tier. Keine Seele mehr, die bloß im Körper logirt, sondern ein psychisches Leben, gespeist von derselben Lebenskraft wie das körperliche. Keine besondre Vernunft, sondern bloß ein höherer Grad von Verstand, von dem das Vermögen der Begriffe und ihre Verknüpfung nur auffallend hervorsticht über das andre, weil es die oberste Leitung der Aktion ist. Keine Freiheit des Entschlusses, sondern derselbe Zwang wie im Tier, ja wie in der leblosen Natur. Aber — nun kommt ein wichtiges Aber — ein mystisches Etwas, das uns das Leben böse heißt und uns geneigt macht, das Gegenteil von dem zu wählen, was uns der böse Wille, der hinter Allem steckt, zu thun gebietet, und das geweckt wird durch die Vorstellungen von den Folgen unsers bösen Thuns, das eben jener lebhafte Verstand besorgt.

Ist es nun aber eigentlich, genau betrachtet, gar so schlimm mit jener altmodischen Anschauung? Es ist ja sicher, daß sie nicht geeignet ist, uns ein guter Leiter zu sein in der Durchforschung der Natur. An der Lehre von der Seele, die etwas vom Körper total Unabhängiges sein soll, scheitert jede Anthropologie und damit die allerwichtigste Disziplin der Naturwissenschaft. Von einer wirklichen Psychologie konnte keine Rede sein. Mit der unteilbaren Seele göttlichen Ursprungs war nichts anzufangen. Sobald man Eigenschaften daran konstatiren wollte, so kam man an die Lehre von der Freiheit des Willens hinan, und der kritischen Konstatirung dieser Annäherung folgte unfehlbar der Beschluß: abzuweisen. Nur was vor und nach dem Entschluß kam, war der Forschung zugänglich. Die Entschlußfähigkeit selbst war eine Art Geheimkabinett in der Seele, in das Niemand hineinsehen durfte. Da spazirten die Motive hinein, und die Entschlüsse kamen heraus. Und wo die Anthropologie mit ihrem wichtigsten Teil, der Psychologie, nicht in Flor kommen konnte, war natürlich auch die übrige Naturwissenschaft aufgehalten. Was sollte man sich denn nun unter dem Tierleben denken, wenn man das Menschenleben unbedingt nicht in Parallele zu ihm ziehen durfte? Und vollends das Pflanzenleben oder gar die anorganische Welt? Man mochte forschen, wo man wollte und wie man wollte, es kam keine Auffassung in die Natur hinein, und wenn nicht die Künstler sie uns nahe geführt hätten, und wenn nicht sie selbst ihre Reize gegen uns hätte spielen lassen, die Wissenschaft hätte sie uns nicht erschlossen, wenn sie nicht von jenem entsetzlichen Drucke der alten Theologie befreit worden wäre.

Indessen soll man immer annehmen, daß, wenn die Menschen sich etwas zurechtmachen, wonach sie leben wollen, und zwar nicht Einzelne, sondern Viele, Alle, daß da doch auch etwas Dauerndes, immerfort Brauchbares dahinter stecken muß. Das ist ein Satz, der wie ein Gemeinplatz aussieht, aber dennoch keiner ist. Wir sind leider gegen die Wahrheit mancher Gemeinplätze blind geworden. Und so sieht sich auch, bei näherm Zusehen, jene altmodische Theologie gar nicht so übel an.

Vor allem war sie ungeheuer deutlich. Nichts war leichter zu katechisiren, als sie. Wem sie tüchtig eingebläut war, der wußte für sein ganzes Leben, wo und wie er stand. Da gab es keine Entschuldigung, keine Ausflüchte, kein Erweichen des Sittenrichters, keine Flucht ins Vergnügen, keine sentimentalen Schlechtigkeiten. Die theologische Lehre schoß durch Alles hindurch wie der Einschlag durch die Kettenfäden und war überall, wo man sie gern nicht gehabt hätte. Ja selbst über die Schlachtfelder begleitete sie die Menschen, und sie wurden nicht irre, während sie ihre Brüder dahinmordeten; man meinte Gottes Richteramt zu üben, indem man über seine Brüder herfiel, und that sich etwas darauf zu gute, des lieben Herrgotts Büttel und Henker zu sein. Der Unterliegende aber betrachtete sein Unterliegen als Strafe für seine Uebelthaten, und wer hatte nicht diesem Sittenkodex gegenüber ein vollgemessenes Maß davon? Es war eine schneidende Konsequenz in dieser alten Theologie, wenn man sie sich so recht vergegenwärtigte in ihrer furiosen Allgegenwart, und so mag man wohl begreifen, warum bedenkliche Leute fragten, ob man denn wohl einen Ersatz für sie finden werde. Sie war so unleidlich, so mürrisch und hart, wie die altmodischen Leute, die jetzt noch als Greise herumlaufen, diese alte Theologie, aber sie war ebenso zuverlässig, ebenso treu und durch eine ebenso einfache Art zufrieden zu stellen.

Dabei war die alte Theologie in der wichtigen Frage, was denn nun unmoralisch und vor Gott strafbar sei, von einer ganz merkwürdigen Ungebundenheit. Sie stellte keine moralischen Prinzipien auf. Was sie an moralischen Geboten und Verboten gab, war nur eine Kasuistik, in der kein Fall eigentlich mit innerlicher Begründung ausgestattet war. Diese Frage zu entscheiden überließ die Theologie dem Gewissen. Nur die Folgen stellte sie vor. Das Gewissen aber wetzte und schärfte sie zu in einer Weise ohne gleichen. Was war so ein altmodisches Gewissen für ein Ding! Welch ein Heroismus des Gewissens war das! Wie leicht waren Gesetze und obrigkeitliche Verfügungen zu machen solch einem Gewissen gegenüber, das in dem kleinsten Abweichen selbst gegen das widersinnigste und ungerechteste Gebot noch ein gehöriges Stück Sünde fand.

Aber die alte Theologie war auch nicht ärmer als die moderne Weltanschauung. Sie hatte Alles, was Jene hatte, ebenfalls, bloß unter andern Titeln. So war ihre Unterscheidung zwischen sittlich zurechnungsfähigen und sittlich unzurechnungsfähigen Wesen durchaus nicht armselig. Denn was ändert es, wenn man Mensch und Tier einerlei Qualität zuerkennt und dann doch wieder hinsichtlich des psychischen Lebens und vornehmlich hinsichtlich des Verstandes eine solch tiefe, unüberbrückbare Kluft besteht? Die alte Theologie hatte ihren Menschenseelenkultus, die moderne Philosophie hat ihren Menschenvernunftkultus. Und dieser Vernunftkultus geberdet sich in seiner Entwicklung nicht so einwandfrei, wie sein Auftreten zu versprechen schien. Der Seele war nie zu viel zugetraut worden — wie aber der Vernunft? Was sollte die Vernunft nicht schon Alles vollbracht haben, was nicht Alles noch vollbringen? Und wie wenig vernünftiger zeigten sich die Menschen, seit ihre Vernunftqualität entdeckt war gegenüber jenen altmodischen Seeleninhabern, ja um wie viel unvernünftiger! Waren jene Lehren der alten Theologie des Hochmuts geziehen worden, so war die neue von der Vernunft als der menschlichen Qualität bald nicht minder hochmütig geworden. Und dieser Hochmut kam leicht vor dem Fall, jener Stolz, eine Seele zu haben, war aber nur eine Vorstufe für die Demut gegen Gott, ja war nur ihre andre Seite. Jene Seelenlehre brachte eine hartnäckige Stabilität in den Zweck des Lebens; der blieb stets ein und derselbe, wie die Seele, mit der erst gegeben worden war. Ganz richtig. Aber die Vernunftlehre brachte eine Bewegung in diesen Zweck des Lebens, deren Ende nicht abzusehen war, in der sich das gegenwärtige Geschlecht plagen mußte, um Vernunft zu sammeln für ein kommendes Geschlecht, und dieses wieder für ein kommendes, und so fort, bis endlich Vernunft genug da sei, um auch einzusehen, was man eigentlich mit dem Leben anfangen müsse. Und Jeder der Vernünftigen wollte doch zunächst für sich selber leben. Was half ihm da die nur Entwicklung begehrende, nur für solche geeignete Vernunft? Wie viel besser war man doch bedient mit der nach Gott, nach der Erlösung durstenden Seele, deren Hoffnungen wie ihre Wünsche auf ein im eignen Leben ihres Trägers erreichbares Ziel hinsahen? Die Seele der alten Theologie fühlte sich heimisch in der engen Welt, in der sie lebte. Die Vernunft der aufgeklärten Zeit drohte zu erfrieren, wenn sie sich in ihrem Heim, dem unermeßlichen Weltall umsah; sie floh zurück auf die Erde und ward müde über ihrem Gewühl von Leben, und auch sie fand erst wieder Ruhe, wenn sie in ihrer Philisterbude saß, in der sie dann den Mut fand, die ganze weite Welt in kleinen Drucklettern aufmarschiren zu lassen und sie zu kommandiren, wie ein Knabe seine Bleisoldaten. Wahrlich, um so viel mehr man das Außermenschliche zur Erkenntnis herbeizog und um so viel man dadurch in den Mitteln der Erkenntnis gefördert schien, um eben so viel hatte das edelste Objekt der Erkenntnis an Lebensfülle und Reiz verloren. Die Wissenschaft drohte in Langeweile überzugehen vor lauter Vernunft.

Die alte Theologie war, wie schon gesagt, jedem Versuch, ihre kostbare Menschenseele, dieses heilige Kleinod, einer kritischen Analyse zu unterziehen, todfeind. Die Seele war ein unteilbares Ganzes und hatte von Hause aus keinerlei Qualität. Sie war ein wenig infizirt vom Körper und seinen niedrigen Gelüsten, das war die Erbsünde. Sonst aber klebte ihr nichts an von Geburt. Angeborne Eigenschaften gab es außer der Intelligenz nicht an ihr, nur erworbne. Aber trotzdem hat uns gerade jene alte

Theologie eine bis ins Kleinste zutreffende psychologische Nomenklatur hinterlassen, die das nachfolgende Zeitalter auch nur zu erhalten, geschweige denn zu vervollkommnen sich völlig unfähig erwiesen hat. Es gab nichts Charakteristisches im psychischen Leben, wofür nicht jene Zeit einen klaren Begriff und ein kräftiges, deutliches, unzweideutiges Wort gehabt hätte. Die psychologische Nomenklatur war ein kostbares Erbteil von unsrer ältesten Zeit her. Aber die alte Theologie hat daran nicht nur Nichts verwischt, sondern im Gegenteil Alles gekräftigt und sorgsam weiter gebildet und nach der moralischen Seite wesentlich bereichert. Jede Nuance der sinnlichen Perzeption, der logischen Verarbeitung, des Gefühls und der Reaktion hatte ihren Begriff und Namen. Und so konnte man damals eine jede Persönlichkeit so klar erfassen und so deutlich kennzeichnen, wie es dem nachfolgenden vernünftigen Geschlecht schlechterdings nicht mehr gelingen wollte. Dieses Geschlecht hatte die Psychologie als Wissenschaft begonnen, aber jede Wissenschaft beginnt mit Irrtümern und einer gewissen praktischen Impotenz. Jene alte Zeit betrieb die Psychologie auf praktische Art, unmittelbar auf Grund primärer Anschauung urteilend und bezeichnend. Sie drang nicht in die Tiefe, aber sie hatte aufmerksame Augen für Alles, was aus der Tiefe kam, und für seine unterschiedliche Art, und sie genoß dadurch des großen Vorteils der Thatsache, daß die Natur den nicht betrügt, der sich mit dem begnügt, was sie offen darbietet.

Wie also die alte Theologie die Grenze zwischen dem Menschen und der Natur zwar nicht wissenschaftlich, wohl aber praktisch ganz richtig absteckte, so wurde sie auch mit der Aufgabe, den Menschen psychologisch aufzufassen, zwar nicht wissenschaftlich, wohl aber praktisch recht schön fertig. Die Persönlichkeit war ihr recht eigentliches Objekt, der Liebling ihres Forschens und ihrer Fürsorge. Die Persönlichkeit, von der der zerstreute Vernunftmensch keinen rechten Begriff mehr sich bilden kann, an der er keine rechte Handhabe mehr findet, um sie praktisch anzufassen und zu bewegen. Das ins Psychische erhobne Ich, diese merkwürdige Bildung, die sich zum tierischen Lebenstrieb ungefähr verhält wie der Krystall zur amorphen Bildung seines Stoffes, dieser veredelte Wille, in den das Geheimnis des Lebens sich zu erschließen scheint, während es sich doch nur potenzirt — das war der alten Theologie wissenschaftliches und praktisches Objekt. Und diese ihre Wissenschaft und Kunst trugen jede eine herrliche Blüte: jene die dramatische Poesie, diese die Erziehung. Wer möchte es wagen, zu behaupten, daß wir Nachkommen unsern Vorfahren würdig geblieben sind? Statt Dramen lassen wir uns Erschütterungen bieten, und die Erziehung ist abgeschwächt wie die Ausdrücke dafür; denn man spricht jetzt nur noch von der Gewöhnung, und dem Gesetz der Trägheit gebührt der Ruhm, der früher dem Charakter zukam.

Sogar ihre Entwicklungstheorie hatte die alte Theologie: sie kannte keinen Entwicklungsprozeß, der die ganze Welt umfaßte. Die Natur war ihr ja ein fremdes Gebiet. Aber sie hatte um so schärfer die Entwicklung des Menschengeschlechts vor Augen und war von dessen Vorwärtsbewegung so fest überzeugt wie die Moderne von der Vorwärtsbewegung der ganzen Natur. Auch hier galt ihr Forschen und Hoffen lediglich der Seele. Es handelte sich für sie nicht darum, ob der menschliche Leib noch eine Zehe gewinnen oder einen nützlichen Teil des Darmes verlieren werde. Der Leib war gottgeschaffen und blieb, solange es Gott gefiel. Aber die Seele schritt fort, sie bewegte sich in der Richtung nach Gott, in die Sprache des Laien übersetzt: der Mensch schritt vorwärts in der Kultur. Der Art des Fortschritts entsprach die Art, wie er herbeigeführt wurde. Er war keine Aeußerung eines innern Triebes, wie es der Fortschritt der modernen Entwicklungstheorie ist,*) sondern etwas Künstliches, und daher bedurfte er eines Mittels. Dieses Mittel war eben die Zucht, die Erziehung. Diese Krone der Praxis der alten Theologie war ihr nicht bloß eine Gabe für das gegenwärtige Leben, sondern auch ein Geschenk für die Zukunft. An diesem nämlichen Satze aber, daß der Fortschritt des Menschengeschlechts Sache seiner eignen Kunst sei, wird auch die moderne Entwicklungslehre notwendig ankommen, sobald sie, dem wach-

*) NB. der echten, nicht der mechanischen der Darwinisten.

senden Bedürfnisse entsprechend, die Entwicklung des Menschen als einen Ausschritt aus der Totalentwicklung für sich dabei darzustellen sich gedrungen sieht. Sie wird sich nicht darauf beschränken, die psychische Entwicklung darzustellen, sondern auch die leibliche und letztere voranstellen. Allein in beiderlei Hinsicht wird sie sich zu dem Satze bequemen müssen, daß nur Kunst und gegenseitige Hilfe unser Geschlecht vorwärts bringen, und daß nicht der Kampf um die Existenz, wie ihre Klügler meinten, des Fortschritts Quelle sei, sondern das Gegenteil, der Friede, die Einsicht, die Selbsteinschränkung, die hilfreiche, opferwillige Liebe. Auch hier hatte die alte Theologie nicht die Wissenschaft, wohl aber die Wahrheit.

Ob die neue christliche Weltanschauung, die sich bilden will, mit ihrer Zeit in solchem Einklang stehen, ihr so treu und ohne Wanken und Versagen dienen wird, wie die alte Theologie der ihrigen, das ist die Frage, die sich der stellen muß, der überzeugt ist, daß das Vergangne nicht wieder auferstehen kann. Was die Gegenwart an jenem Alten verschmäht, ist nichts Andres als jene strenge Gerechtigkeit und ihre Härte. Und wenn man den gemeinchristlichen Maßstab anlegt, so gesteht man sich mit Schaudern, daß die weltliche Justiz, die neben der theologischen pure und ohne jedes innere Hemmnis sich austhat, ein übel Ding war. Können wir ohne jene Strenge und Härte bestehen? Der Geist aller großen Christen, nicht nur des Stifters, war Milde von Anfang an; aber haben sich nicht alle die Großen, die Christi Werk fortsetzen wollten, indem sie sich unter die Menschen mischten, allmählich verhärtet? Ist, von ihrem Ende her gesehen, ihr Bild das gleiche wie vom Anfang her? Eins steht fest: Gerechtigkeit macht uns nicht nur hart gegen uns, sondern auch gegen Andre. Wollen wir nur hart sein gegen uns, so dürfen wir nicht Gerechtigkeit üben, sondern Askese. Beseitigen wir die Gerechtigkeit, so fehlt uns der Druck, ohne den wir nicht in einer Gemeinschaft leben können; folglich brauchen wir, sollen wir ohne die Gerechtigkeit leben, eben die Askese, in der wir den Druck selbst auf uns ausüben, den in der Gerechtigkeit Andre auf uns, wir auf Andre ausübten. Die Askese beruht auf der strengen Uebung des *Γνωϑι σαυτον*, sie setzt darum große Einsicht voraus. Sie setzt aber auch einen starken Willen voraus, und darum kann eine Gemeinschaft, die ihre Schuld anstatt durch die Härte der Gerechtigkeit, durch die Härte der Askese abtragen will, auch bei großer Einsicht nur bestehen, wenn sie sich der Schwachen vorsorglich annimmt. Also anstatt der strafenden Justiz die vorbauende Politik! Nur so können die Berufnen, ohne von den Schwachen beunruhigt und angegriffen und dadurch zur Wehr, d. h. zur Aufrichtung des Zeichens der Gerechtigkeit genötigt zu werden, einer ihrer jeweiligen Kraft entsprechenden Selbstzucht sich widmen, und kann das Wenige, was wir Menschen an Milde, Nachsicht und hilfreicher Werkthätigkeit für einander übrig haben, auf dem festen Stamm der aus Selbstzucht erworbnen Sittlichkeit zu einer schönen Krone auswachsen. Vorläufig haben wir nur den Gefallen an der Gerechtigkeit verloren, den an der eine Selbstzucht ermöglichenden umfassenden Vorsorge aber noch nicht gewonnen. Der naive Optimismus, der an sich selbst genug hatte, ist dahin, der heraufgezogne Pessimismus aber kann sich noch nicht helfen, und darum fehlt uns der Friede und leben wir in einer Zeit, die nicht für sich selbst da zu sein scheint, sondern für eine Zukunft. In solcher Zwischenzeit bricht das Gemeine in uns hervor, der tierische Trieb, die rohe Sinnlichkeit; der Mensch, der sich ausleben will zu jeder Zeit, lebt sich sinnlich aus, anstatt seelisch. Dies hat die katholische Kirche mit ihrem ruhig prüfenden Scharfblick wohl erkannt, und sie bläht sich auf in neuen Hoffnungen und rüstet sich zu neuen Thaten.

A Perino

Das Jahr 1848

Wenn ich es unternehme, in diesen Blättern die Bewegung des Jahres 1848 kurz zu charakterisiren, so darf ich wohl das Einverständnis der Leser damit voraussetzen, daß es sich hier nur um eine sittlich-politische Würdigung des „tollen Jahres," seiner Voraussetzungen und Folgen im großen handeln kann.

Bismarck hat am 17. Mai 1847 im Vereinigten Landtag auf die Bemerkung des Abgeordneten v. Saucken, daß die Bewegung von 1813 auch durch die Hoffnung auf eine Verfassung mit veranlaßt worden sei, bekanntlich in seiner schneidigen Weise erwidert: „er fühle sich gedrungen, dem zu widersprechen, als ob die Bewegung des Volkes von 1813 eines andern Motivs bedurft hätte als der Schmach, daß Fremde in unserm Lande geboten; es heiße der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annehme, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, die die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen." Trotz des lauten, wiederholten Murrens, mit dem gemäß dem amtlichen Sitzungsbericht diese Worte aufgenommen wurden, hatte Bismarck ohne allen Zweifel Recht — sowohl was die Masse des Volkes, als was die gebildeten Stände betraf; und es wäre in Wahrheit schlimm, wenn er nicht Recht gehabt hätte, wenn im Februar 1813 irgend ein andrer Gedanke bei dem preußischen Volke maßgebend gewesen wäre als der eine: Nieder mit der französischen Herrschaft, nieder um jeden Preis! Man lese die Gedichte Theodor Körners, und man weiß: es gab eine Zeit, wo wenigstens ein kleiner Teil der Deutschen, den Gott zum Werkzeug unsrer Wiederauferstehung auserlesen hatte, mit dem großen Dichter empfand: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

Aber gleichwohl ist es nur selbstverständlich, daß, als nun der lange Zeit so zweifelhafte, von Napoleon durch gewaltige Kriegsrüstungen und große Feldherrnkunst aufs äußerste bestrittene Sieg erfochten war, in der Nation das Gefühl mächtig ward: nach solchen Opfern und solchen Siegen dürfe Deutschland nicht in das alte Elend zurückfallen, sondern es müsse zu neuer Größe erstehen. Dieser Wunsch hing ganz direkt zusammen mit den trüben Erfahrungen, die man mit Deutschlands Uneinigkeit soeben Jahrzehnte lang gemacht hatte; gerade die Napoleonische Weltherrschaft hatte die Empfindung für den Wert der von ihr zermalmten Völkerindividualitäten neu erweckt, und alle Patrioten waren des einen Sinnes, daß die deutschen Stämme durch ein festes Band der Einheit zusammengehalten, gegen fremde Gewalt geschützt und zur Entwicklung des nationalen Lebens befähigt werden müßten. Aber nicht nur einig sollte Deutschland werden, sondern auch frei — das war seit der französischen Revolution ein für allemal entschieden, daß die neue Zeit die unbeschränkte Fürstenmacht nicht mehr ertrage, vielmehr den Völkern ein gesetzlich gesicherter Anteil an der Leitung der öffentlichen Dinge eingeräumt werden müsse, und zwar in der Weise, daß nicht bloß die bevorzugten Stände des Adels, der Geistlichkeit (wie z. B. in Württemberg) und des städtischen Patriziats, sondern alle Stände der Ausübung dieser politischen Rechte teilhaftig sein sollten.

Diese beiden Ideen der deutschen Einheit und der deutschen Freiheit erfüllten das ganze halbe Jahrhundert nach der 1815 erfolgten Errichtung des deutschen Bundes. Weil die erstere Idee so gut wie gar nicht, die zweite nur in den mittlern und kleinern Staaten, aber bei dem Widerstreben Oesterreichs und Preußens auch da nur mangelhaft verwirklicht wurde, fraß sich die Unzufriedenheit immer tiefer in die weitesten Kreise ein und führte schließlich, nachdem Paris am 24. Februar 1848 durch den Sturz des Orleansschen Königshauses und die Einrichtung der „zweiten Republik" das Flammenzeichen hatte aufsteigen lassen, zu einem gewaltsamen Ausbruch, der zunächst alle alten Zustände umstürzte und über Nacht Deutschland eine neue Gestalt gab — aber nur, damit schließlich die Bewegung teils erlahmte, teils ausartete und so die alten Gewalten sich wieder aufrichteten und Alles in einem ungeheuern Zusammenbruch der revolutionären Grundsätze endigte.

Man kennt die einzelnen Stadien dieses geschichtlichen Kreislaufs: zunächst die Berufung der freisinnigen „Märzministerien"; die Inangriffnahme einer sozialen Reformarbeit, die im weitern Verlauf auch in den kleinern Staaten zur Befreiung des (in den Großstaaten schon längst befreiten) Bauernstandes von den noch auf ihm lastenden Resten mittelalterlichen Drucks führte; der Zusammentritt der ersten, auf der Grundlage des allgemeinen Wahlrechts gewählten deutschen Nationalversammlung in Frankfurt

am Main am 18. Mai 1848, durch sie die Feststellung der freiheitlichen „Grundrechte," die jeder Deutsche genießen sollte, und die Wahl des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser — nach langem, schwerem Ringen zwischen Nord und Süd, Preußen und Oesterreich, Freihandel und Schutzzoll, politischem Realismus und politischer Träumerei; die Ablehnung Friedrich Wilhelms IV. am 3. April 1849; den republikanischen Aufruhr, der nach der Macht greifen zu dürfen glaubte, als die hohenzollerische Monarchie der Nation sich versagte; das Gegeneinanderwirken des ziellos regierten Preußens und des neu erstarkten, von Schwarzenberg folgerichtig geleiteten Oesterreichs; die schmachvolle Unterwerfung der Hohenzollern unter das Haus Habsburg in Olmütz im November 1850; die Herstellung des alten, im Juni 1848 verschwundnen Bundestags, und im Zusammenhang mit dem Scheitern der nationalen Einheit die Preisgabe Schleswig-Holsteins an die dänischen Bedrücker und die freiheitsfeindliche, nur etwa vor dem Papste kriechende Reaktion in fast allen deutschen Landen.

Wie war dieser völlige Fehlschlag möglich geworden?

Die letzte Antwort kann doch nur lauten: weil unser Volk noch nicht reif war zur Einheit und Freiheit, noch nicht reif in allen seinen Teilen, an Haupt und Gliedern.

Am wenigsten wird von diesem Urteil schließlich die Mehrheit der Erwählten der Nation, des Frankfurter Parlaments, getroffen. Wie oft haben damals und später die Demokratie und der Ultramontanismus, brüderlich verbunden in der Abneigung gegen ein durch Preußen geeintes Deutschland, ihren Hohn ergossen über das „Professoren-Parlament." Und doch war nichts ungerechtfertigter und thörichter als dieser Hohn. Selbstverständlich mußte auch das Parlament Lehrgeld zahlen, und daß man den schönen, aber luftigen Bau der „Grundrechte" monatelang auf Wolken in den Himmel hineinbaute, ohne zu wissen, wie man das Deutschland, in dem diese Grundrechte gelten sollten, überhaupt zustande bringen könne — das war freilich ein Anzeichen unpraktischer Schwärmerei für eine abstrakte Freiheit. Aber als erst die herben Erfahrungen mit dem Waffenstillstand von Malmö Allen, die überhaupt sehen konnten und wollten, es klar gemacht hatten, daß ein Zusammengehen der „Nationalversammlung" mit Preußen unerläßlich war, wenn man Thaten thun und nicht bloß Worte reden wollte — da haben eben jene von Uebelwollen und Unverstand bespöttelten Professoren des Parlaments praktisch Realpolitik getrieben und der Nationalversammlung empfohlen, und haben in hartem Ringen mit sich selbst und Andern das Parlament schließlich auf den einzigen Weg des Heils geführt: durch die Wahl des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser hat das Parlament, wenn auch seine Hände allein zu schwach waren, das Werk hinauszuführen, doch theoretisch die einzig mögliche Lösung der deutschen Frage gefunden, die später praktisch durch den größten Staatsmann unsrer Geschichte erkämpft werden sollte. Nichts war richtiger, nichts ergreifender, als daß an Bismarcks siebzigstem Geburtstage die damals noch lebenden Mitglieder der „erbkaiserlichen" Partei des Frankfurter Parlaments ihm mit einer Adresse nahten, worin sie ihm und sich bezeugten: wir waren Eines Sinnes; was wir erkannten, das hast du wahr gemacht. Was aber die geistige Bedeutung jener ersten deutschen Volksvertretung angeht, so hat einer, der im Jahre 1848 als Beamter im Reichshandelsministerium und später als langjähriger Abgeordneter zum deutschen Reichstag reiche Gelegenheit gehabt hat durch Vergleich aus nächster Nähe sich ein zutreffendes Urteil zu bilden, Wilhelm Oechelhäuser, in seinen überaus lesenswerten „Erinnerungen aus den Jahren 1848—50," Berlin 1892, S. 11 ausgesprochen:

> Keine Versammlung hat je wieder in Deutschland so viele bedeutende Männer und große Redner vereinigt, und an die ungeheure Bedeutung des Stoffes, den die Parlamentsreden damals zu bewältigen hatten, reichen die Aufgaben unsrer heutigen Geschäftsparlamente nicht mehr heran.

Aber Alles, was das Parlament geistig allmählich erarbeitete, ist wieder verloren gegangen, weil die Nation, wie wir sagten, nicht reif war. Erstlich nicht reif zur Einheit. Wieder sagt Oechelhäuser S. 9 mit Recht:

> Ganz Deutschland lebte damals in einem Gefühlstaumel, der die großen grundlegenden Fragen mit dem Enthusiasmus, statt mit dem Verstand, lösen zu können glaubte.

Gewiß, der Enthusiasmus ist ein notwendiger Hebel zu allem großen Thun, und arm und verkümmert ist der, der sich nicht für edle Menschen und hohe Ziele zu begeistern vermag. Aber die Begeisterung hat nur Wert, wenn sie uns zur Selbstverleugnung und Entsagung stark macht, wenn wir durch sie Opfer für das zu bringen fähig werden, wofür unser Herz erglüht. Die Begeisterung für die deutsche Einheit war damals allgemein, und bei der leisesten Berührung schlug ihre Flamme lodernd allerwärts aus dem Boden. Oechelhäuser hat so die halb rührende, halb lächerliche Szene mit angesehen, wie die Frankfurter Demokraten einen „jüdischen Musterreiter aus Wien, Namens Deutsch," der auf der Frankfurter Messe gewesen war, aus Hanau zurückholten, ihn mit Kalabreser und Schleppsäbel, den Abzeichen der „Wiener Legion," ausstatteten und ihn in einem Kaffeegarten dem Volke als „Deputirten der Kaiserstadt" vorstellten und heiße Liebesschwüre und Angebot von Gut und Blut mit ihm tauschten. Solche Szenen des gewaltig aufflammenden Einheitsgedankens brachte damals jeder Tag. Aber als es Ernst werden sollte mit der von Allen ersehnten Einheit, da zeigte es sich, daß der Weg von Worten zu Thaten sehr weit ist, daß die notwendige Unterordnung unter ein Reichsoberhaupt und gemeinsame Einrichtungen den Fürsten als unziemliche Unterwerfung und Preisgabe ihrer Souveränität, und den Völkern, vor allem denen des Südens, lediglich als ein Aufgehen ihrer Individualität in Preußen erschien. Der König Wilhelm I. von Württemberg sprach haarscharf das aus, was die große Mehrzahl seiner Unterthanen dachte, wenn er 1850 äußerte: „Ich unterwerfe mich keinem Hohenzollern!" — wenn er die Reichsverfassung von 1849, so wenig sie am Ende auf eine stramme Einheit Deutschlands zugeschnitten war, als einen entscheidenden Schritt zur Verwirklichung des Einheitsstaats betrachtete und den Traum dieses Einheitsstaats als den verderblichsten aller Träume bezeichnete. Unter den württembergischen Vertretern zum Parlament war einer unsrer klügsten Männer, den das Leben durch manche Stürme hindurch zu hoher Stellung und wunderbarer Klarheit des Denkens führen sollte, Gustav Rümelin, damals Rektor der Lateinschule in dem Städtchen Nürtingen am Fuß des hohen Neuffen. In seinen an den Schwäbischen Merkur gerichteten Parlamentsbriefen, die unter dem Zeichen eines Dreiecks erschienen, als solche zu Berühmtheit gelangten und 1892 bei G. J. Göschen in Stuttgart neu gedruckt wurden (unter dem Titel „Aus der Paulskirche"), klagt er S. 137, daß es nicht gelingen wolle, die öffentliche Meinung, die Presse, die Einzelnen aus allgemeinen Phrasen von der deutschen Einheit heraus und unmittelbar an die Sache zu führen; statt dessen kritisire man an jedem Plane herum und habe doch selbst nichts Positives oder höchstens irgend ein querköpfiges Nebelbild in petto.

So wenig wir aber reif waren zur Einheit, so wenig auch zur Freiheit. Hier hatte freilich die Niederhaltung des verfassungsmäßigen Lebens, die jahrzehntelang in Deutschland geübt worden war, ein gut Teil Schuld, wenn die Nation nun mit gleichen Füßen ins andre Extrem hinübersprang. Gewiß war eine ehrliche Freiheitsbegeisterung weit verbreitet; aber in der Hauptsache zeigte sich doch eine Verwechslung von Freiheit und Zügellosigkeit, die vielfach zu groben Ausschreitungen und zur Verhöhnung aller Autorität führte; und Mancher, der später ein guter Monarchist und Konstitutioneller geworden ist, glaubte damals Republikaner sein zu müssen, da alles Andre nur schwächliche Halbheit sei. Ein später sehr berühmt und bis ins Mark national gewordner schwäbischer Historiker hat selbst öfters mit Humor erzählt, daß er damals als Student an seine Landsleute eine Rede gehalten habe, die in den Worten gipfelte: „Mitbürger, ich müßte lügen, wollte ich nicht sagen: ihr seid reif zur Republik." Diese Richtung nach links hatte nach echter deutscher Art einen weltbürgerlichen Zug, der in seltsamem Gegensatz zur nationalen Strömung der Zeit stand und sich auch darin äußerte, daß 1848 und 1849 aus allen möglichen Ländern Revolutionäre dem Aufruhr in Deutschland zuzogen, namentlich die „Sturmvögel der

Revolution," die Polen. Auch wilder jakobinischer Fanatismus und blutdürstige Rachsucht fehlten nicht und führten zu einer Reihe von Greuelthaten, unter denen die entsetzliche Hinschlachtung zweier Abgeordneten zum Parlament, des schlesischen Fürsten Felix Lichnowsky und des Generals von Auerswald, durch den Frankfurter Pöbel am 18. September 1848 die bekannteste ist. Lichnowsky war einer der schlagfertigsten und rücksichtslosesten Redner der Rechten, der bei jeder Gelegenheit der Linken aufs schärfste zu Leibe ging und deshalb den Demokraten tief verhaßt war; aber er war nach Rümelins Zeugnis ein echter Aristokrat im guten wie im schlimmen Sinn, ein ehrenhafter, ritterlicher Mann von höchstem Mut und von großen Geistesgaben, sodaß man mit Buttler habe sagen dürfen: Es ist doch schade um den edeln Jüngling. Oechelhäuser hat ihn noch etwa um vier Uhr nachmittags am 18. September gesehen, wie er hoch zu Roß, während die Radicaille schon im Barrikadenkampf gegen das Militär begriffen war, vom Roßmarkt her die Eschenheimer Gasse mit Auerswald hinabsprengte und die Warnungen des Fürsten Felix Hohenlohe-Oehringen mit einer übermütigen Handbewegung abwies. In dem Buche La vie d'un homme (Stuttgart 1896) — gemeint ist der damalige Abgeordnete Professor Karl Vogt, der bekannte Demokrat und Atheist — wird S. 69 aus demokratischer Quelle erzählt, daß Lichnowsky in dem Augenblick, wo die Preußen die Barrikade in der Alten Gasse stürmten, sich bei jeder Salve der Truppen in den Steigbügeln erhob und laut Bravo! rief: zehnmal gewarnt, ritt er zehnmal stets weiter hinein in die aufrührerischen Gegenden — hinein unter seine Todfeinde, seine Mörder. Eine Kugel zerschmetterte ihm, nachdem man ihn und Auerswald gefaßt hatte, die Wirbelsäule; die Meute stürzte sich auf ihn, schlug ihn und Auerswald mit Knütteln, spie ihm ins Gesicht; ein Weib stieß ihm den Regenschirm in den Leib — er erlitt nach der erwähnten unverdächtigen Quelle „einen tausendfachen Tod," ehe er ins Hospital zum heiligen Geist gebracht werden konnte und hier den letzten Seufzer ausstieß. Wenn heute, so schrieb Rümelin damals, ein Fremder sagte, der deutsche Pöbel sei der bestialischste unter allen zivilisirten Nationen, so hat man angesichts einer solchen Thatsache kaum den Mut, zu widersprechen. Blut schrie nach Blut, und so fiel ein paar Monate später der Führer der Linken, Robert Blum, in Wien unter den Kugeln der Soldaten des Fürsten Windischgrätz — für den Fürsten der Demokrat!

Es sind, wie man sieht, düstre Bilder, die dem Betrachter jener Jahre oft genug entgegentreten. Aber Eins wenigstens ist tröstlich: die herben Erfahrungen der Jahre 1848—50 sind nicht nutzlos an uns vorübergegangen. Aus den Wirren der Revolution erhob sich erstmals eine konservative Partei, die sich in der Kreuzzeitung ein geistvolles, freilich sehr oft schroffes Organ schuf; die Liberalen lernten, daß sie sich nach links aufs schärfste abgrenzen und die Freiheit mit der Ordnung verschwistern müßten, wenn sie ihr überhaupt zum dauernden Dasein verhelfen wollten; alle Anhänger der deutschen Einheit endlich begriffen, daß sie mit dem Staat und der Dynastie der Hohenzollern auf Tod und Leben sich verbinden müßten, wenn sie das hohe Ziel erreichen wollten. Das Herrschergeschlecht der Hohenzollern selbst aber ward durch einen staatsmännischen Genius ohne gleichen, den Gott uns sandte, als die Zeit erfüllet war, auf den Weg des Zusammengehens mit allen lebendigen und vorwärtsstrebenden Kräften der Nation geführt. So wurden die Voraussetzungen alle geschaffen, an denen es 1848 noch gefehlt hatte, und achtzehn Jahre später gelang auf den böhmischen Schlachtfeldern in einer ereignisreichen Woche, was dereinst in Jahren der Unreife nicht hatte erreicht werden können.

„Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse," sagte Bismarck im September 1862 in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses, „werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Blut und Eisen." Gewiß: aber damit Blut und Eisen etwas Dauerndes ausrichten können, muß vorher durch Reden und Mehrheitsbeschlüsse der starre Boden gelockert sein; der Schlacht, die mit Kanonen, Bajonetten und Säbeln geschlagen wird, muß ein Geisterkampf vorangehen, der in den Parlamenten und Volksversammlungen durchgefochten werden muß. Diese Vorarbeit haben die Männer von der „erbkaiserlichen" Partei des Frankfurter Parlaments geleistet, und weder Sadowa noch Sedan hätten den Stirnreif Barbarossas auf die Heldenstirn Wilhelms I. gedrückt, wenn nicht eine auf dem Boden des freiesten Wahlrechts entstandne Vertretung der deutschen Nation Jahrzehnte vorher es mit Mehrheit ausgesprochen hätte: Die Nation ruft die Hohenzollern an ihre Spitze!

Gottlob Egelhaaf

Die Memoiren der Johanne Terrasson

Sammlung der merkwürdigsten Dinge, welche mir in Frankreich begegnet sind, in der Zeit der Verfolgungen und der Uebel, welche ich dort leiden mußte, ich, die verwitwete Reymond, geborene Johanne Terrasson, eine der Bekennerinnen Jesu Christi, in Anerkennung der Gnade, die ich von ihm empfangen habe während dieser Verfolgung. Geschehen zu Bern, im Jahre 1693.*)

1. Die Dragoner als Missionare

Im Jahre 1685, im Monat September, an einem Sonntage, ließen die Papisten ein Regiment Soldaten nach Die in der Dauphiné, meinem Geburts- und Heimatsorte kommen**). Auf diese Weise wollte man die Reformirten, Kleine und Große, Reiche und Arme, durch alle Arten fremdartiger Mittel zwingen, der Wahrheit des heiligen Evangeliums zu entsagen und dem Irrtum und der Lüge des Papsttums zu huldigen. Durch solche verdammenswerten Ränke hat sich der schöne Tag des Evangeliums in unserm Vaterlande für die armen Gläubigen in einen Tag der Finsternis verwandelt, mittels der falschen, durch eine tödliche Pest vergifteten Lehre, welche die Seele dem ewigen Verderben überliefert.

In dieser äußersten Trostlosigkeit flohen die Einen, um diesem traurigen Schicksal zu entgehen, auf die Felder, die Andern in die Wälder, in die Höhlen und Schluchten der Berge; so floh mein Mann mit meinem Schwager und mehreren Freunden, um irgendwo Schutz zu finden vor dem Sturme und abwarten zu können, wie das alles enden werde; denn Niemand wußte, was er anfangen sollte, weil Du, Herr, uns im Innersten getroffen und erschüttert hattest, denn wir hatten deine heiligen Gebote verletzt, und es war Niemand, der uns tröstete. Meine verheiratete Schwester blieb in ihrem Hause mit drei oder vier kleinen Kindern, die alle kaum laufen konnten, und ich blieb in dem unsrigen allein.

In meinem großen Herzeleid verließ ich unser Haus und ging zu einem Herrn, der ganz nahe wohnte und uns sehr befreundet war; er hatte selbst zum Konsistorium gehört. Ich ging also hin in der Hoffnung, von ihm einen guten Rat zu erhalten, wie ich mich am besten vor den Gewaltthaten unsrer Verfolger schützen könnte und um ausführlicher zu erfahren, wie die Sachen stünden. Ach! wie sollen wir uns verhalten, sagte ich, um unser Gewissen nicht zu verletzen? Er war ganz außer sich vor Kummer und wußte mir nichts zu antworten. Endlich meinte er: Ich kann Ihnen nichts darüber sagen; wir wissen nicht, was aus uns werden soll. Es waren auch zwei Fräulein, seine Töchter, gegenwärtig, die um das Wort baten und sprachen: Wir wissen nicht, was wir thun sollen; wir sind zwei oder vier Wegstunden von hier gegangen, indem wir glaubten uns retten zu können, aber es war uns ganz unmöglich, und wir sind wieder nach Hause zurückgekehrt; es hätte nicht viel gefehlt, so hätte man uns festgenommen.

Da ich bei ihnen vergeblich Trost suchte, blieb mir nichts

---

*) Am 13. April werden es dreihundert Jahre, daß Heinrich IV. von Frankreich das Edikt von Nantes erließ. Die Hugenotten erlangten dadurch Kultusfreiheit und Zugang zu den Staatsämtern. Im Oktober 1685 erfolgte die Aufhebung des Edikts durch Ludwig XIV. Obige Memoiren bringen wir insofern verkürzt zum Abdruck, als wir die Ueberfülle religiöser Betrachtungen und Bibelsprüche, mit denen das Original durchsetzt ist, aus Raumrücksichten streichen mußten. Die französische Handschrift war verloren gegangen und ist neuerdings im Canton Waadt wiedergefunden worden. Der unterzeichnete Mitarbeiter folgt der von Clapadère und Goty besorgten Ausgabe. Paris, Sendoz und Fischbacher 1880. D H

**) Die Gemeinde von Die war unterdrückt und ihre Tempel durch einen Befehl des Rats des Königs vom 30. Juli 1685 niedergerissen worden.

übrig als laut zu seufzen und ihnen diese Stelle aus Psalm 74 zu sagen:

Ach! wir sehen kein gewohntes
Zeichen deiner Gnade mehr,
Keine Propheten haben wir mehr,
Und kein Lehrer lehret uns mehr —
Wann wird erlöschen das Feuer deines Zornes?

Hiermit verließ ich ihr Haus und begegnete einer Frau, die auch unsrer Religion angehörte. Sobald ich mich ihr genähert hatte, redete sie mich mit folgenden Worten an: Man geht darauf aus, alle Güter der Reformirten zu verzehren; wollen Sie sich auch das Ihrige nehmen lassen? Ich für meine Person, fuhr sie fort, habe nicht die Absicht, das Meinige aufzehren zu lassen; ich ziehe vor, es wie die Andern zu machen, ehe ich mich von den Kriegsleuten mißhandeln lasse. Das hieß so viel als, sie wolle lieber ihren Glauben abschwören. Ich erwiderte ihr: Wer sein Leben retten will durch Verleugnung der Wahrheit und des Namens Gottes, der wird das wahrhaftige Leben, das das Heil seiner Seele ist, verlieren. Wenn Sie auch noch so wenig von Ihrer Religion wüßten, würden Sie in die Gemeinschaft einer andern eintreten können, wo der große, auf seine Ehre eifersüchtige Gott durch den Götzendienst zur Eifersucht herausgefordert wird? Sie antwortete mir: Naeman ging wohl in den Götzentempel, nachdem er von dem Aussatz geheilt war; gleichwohl spricht der Prophet Elisa zu ihm: Ziehe hin mit Frieden. Ach, was denken Sie? erwiderte ich ihr. Daß der Prophet zu Naeman sagt: Ziehe hin in Frieden, das thut er nicht, um zu billigen, daß er im Götzentempel gewesen war, sondern um ihn in Ehren zu verabschieden und ihm den Segen Gottes anzuwünschen, dem er es früher schon anheimstellte, ihn zu erleuchten. Naeman betete deshalb und sprach: Wolle der Herr mir gnädig sein, denn ich habe angebetet in dem Hause Rimmons; das heißt, indem er jetzt beschließt, ganz in die Gemeinschaft des wahren Gottes einzutreten, bittet er Gott um Vergebung dessen, was er gethan, aber nicht um Lossprechung von dem, was er thun wollte. Ich verließ sie in solchem Zustande, indem ich nicht wagte, ihr mein Herz noch weiter zu offenbaren; denn die Gläubigen konnten mit gutem Rechte wie einst St. Paulus klagen, daß sie in Gefahr unter falschen Brüdern seien.

Ich begegnete darauf einer Frau auf der Straße, die stehen blieb, um mit mir zu sprechen; sie teilte mir mit, daß Soldaten in zwei oder drei Stunden ankommen würden. Sie sagte mir auch: Glauben Sie, man wird Sie in Ruhe lassen, wenn Sie nicht abschwören? Die Papisten werden die Soldaten überall hinschicken, daß sie Alle, die entfliehen wollen, suchen; an welchen Ort Sie sich auch begeben mögen, es wird Keinem möglich sein, ihnen zu entgehen. — Sie würden Recht haben, erwiderte ich ihr, wenn wir keine Hilfe hätten als unsre eignen Kräfte; aber wir stützen uns allein auf Gott; denn wunderbar ist sein Rat, und er führt es herrlich hinaus.

In demselben Augenblicke ging ich in unser Haus, von dem größten Kummer erfüllt, nicht allein im Blick auf die Ankunft unsrer Gegner, die feindselig die Wahrheit unterdrücken würden, sondern auch im Gedanken an die, denen Gott die Gnade erwiesen hatte, in unsrer Kirche geboren zu werden und in der Heilswahrheit unterrichtet worden zu sein, in dem Gedanken, sage ich, daß diese von der heiligen Wahrheit des Evangeliums feige abfallen würden, schon wenn sie von der Ankunft des Feindes hören.

O das war für mich eine Nacht der Furcht und des Schreckens im Angesicht der fremden Gefahren und großen Schwierigkeiten, die sich mir zeigten, zumal wenn ich ernstlich an meine eigne Schwäche dachte, in der ich, wenn Gott mich nur einen Augenblick verließe, unfehlbar zu Grunde gehen würde!

Während ich meine Gelübde und Bitten an Gott richtete, bitter weinte und tief seufzte über den der Kirche drohenden Untergang, waren zwei oder drei Stunden über meinem Gebet verflossen. Siehe da kam ein Regiment Soldaten nach Die, es war, wie ich schon bemerkte, an einem Sonntage gegen Abend, im September des Jahres 1685. Man gab ihnen Quartier bei den Reformirten, sodaß man zehn in unserm Hause, in dem ich allein war, unterbrachte; doch ein Onkel meines Gatten, ungefähr sechzig Jahre alt, kam von Hause, um mir Gesellschaft zu leisten; er hatte nicht den Mut gehabt zu entfliehen.

Gleich bei ihrem Eintreten äußerte sich die Roheit dieser Soldaten darin, daß sie den guten Menschen beschimpften, indem sie riefen: Bist du der Wirt, elender Ketzer? Warum duldest du die Einquartirung? Warum schwörst du deine Religion nicht ab, und was machst du hier? Aber obgleich er durch ihre Drohungen und durch die Furcht vor der schlechten Behandlung von Seiten dieser Wütenden mehr zu Boden gebeugt war als durch die Beschwerden des Alters, antwortete er ihnen doch: Ich bin hier um die Wahrheit zu bezeugen, die Gott mich in seinem heiligen Worte gelehrt hat; ich bitte ihn, mir seine Gnade zu bewahren bis zum letzten Seufzer meines Lebens.

Doch ihre Drohungen mehrten sich jeden Augenblick, und er war so erschrocken, daß er irgendwie ihnen zu entfliehen versuchte. Er zog sich wieder in sein Haus zu Romayer zurück, das eine Meile von Die entfernt war, indem er glaubte, vor den Gewaltthaten unsrer Verfolger dort geschützt zu sein. Aber ach! in wenigen Tagen war er von neuem von Soldaten umzingelt mit all den Bewohnern dieses kleinen, drei oder vier Weiler umschließenden Thales, die sich zur neuen Religion bekannten mit Ausnahme einiger Familien;*) sodaß er mit diesen guten Leuten gezwungen wurde, seinen Glauben abzuschwören aus Furcht und infolge der Gewaltthaten einer Abteilung Soldaten, die man vom Regiment in Die dorthin geschickt hatte.

Nun befand ich mich ganz allein in den Händen dieser zehn Harpyen des Satans — ich kann sie nicht anders benennen, da sie meine Seele Jesu Christo zu entreißen versuchten. Ich sah bald einen Hauptmann oder Leutnant ihres Regiments kommen, ich weiß nicht, was er von beiden war, der wollte erfahren, wozu ich mich entschließen würde. Er sagte mir mit großer Mäßigung: Man muß dem Könige gehorchen und der rechten Religion huldigen. Und wenn ich nicht gehorchen würde, so werde er unsre Güter an die Soldaten verkaufen, bis sie diese aufgezehrt hätten; wenn ich aber übertreten würde, so solle es mich nichts kosten. Er fragte mich, ob ich allein sei. Ich antwortete: Nein. Und sogleich nahmen die Soldaten das Wort und sagten ihm: Sie hat uns gesagt, daß sie einen Gatten habe, der ohne Zweifel mit jenem alten Träumer, den wir bei unsrer Ankunft hier trafen, sich verborgen hat. Der Alte gab sich als Onkel aus und ist uns entflohen. Sie sind irgendwo hingeflohen; aber sie mögen nur laufen, wir werden sie schon finden, wohin sie auch gehen mögen. Sie hatten Recht; denn sie säumten nicht, sondern setzten die Verfolgung bis aufs äußerste fort, um die Entflohenen zurückzuführen. Nachdem wir uns also lange gestritten hatten, schrieb der Offizier, da er sah, daß er bei mir Nichts ausrichten konnte, Alles, was er in unserm Hause Bemerkenswertes fand, auf und gab den Soldaten Befehl, es sorgfältig zu bewachen. Alsdann sagte er noch: Wollen Sie den Befehlen des Königs nicht gutwillig gehorchen, so wird es durch Gewalt geschehen. Ich antwortete ihm ganz demütig und bescheiden: Mein Herr, wenn der König von mir etwas verlangt, was weder gegen mein Gewissen noch gegen den Gott schuldigen Gehorsam ist, so bin ich bereit zu gehorchen; aber sobald die Befehle des Königs mich nötigen wollen, das göttliche Gebot zu verletzen, dann werde ich dem Grundsatze der Apostel folgen und furchtlos sagen: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Darauf ging er hinaus und ließ mich mit seinen schonungslosen Soldaten zurück, die sich als Wache an den Eingang des Hauses und die Thüren aller Zimmer stellten, um zu verhindern, daß Jemand ohne ihre Erlaubnis eintrete oder hinausgehe oder etwas hinaustrage. Sie sprachen auch zu mir: Dein Mann hat sich gerettet, aber du wirst unsern Händen nicht entgehn. Es giebt keine Art von Beleidigungen, die sie nicht gegen mich mit schrecklichen Drohungen ausgestoßen hätten, indem sie glaubten, daß ich dazu da wäre.

---

*) Romayer war eine Filiale der reformirten Kirche Die.

Ein Teil der Nacht war schon verflossen. Ich kanns nicht beschreiben, in welcher Aufregung ich den Rest zubrachte. Ich überlasse es dem Urteile der guten Seelen, in deren Hände diese Schrift kommen wird. Sie mögen sich selbst die Dinge vorstellen, die unter solchen Verhältnissen sich ereignen können. Sie begannen immer besonders in folgender Art mich anzureden: Wenn du dich nicht bekehrst, so werden wir dich ins Feuer werfen. Das wird aber nicht alles sein: du wirst verdammt sein und in der Hölle brennen. Ich antwortete ihnen: Man soll nicht so über das Heil seines Nächsten richten, und wenn eure Religion die rechte wäre, wie ihr mir sagt, so würdet ihr nicht Gewalt anwenden, um in eure Gemeinschaft die zu führen, die ihr nicht angehören. Denn als Jesus Christus seine Schüler aussandte, sein Evangelium zu verkündigen und die Völker zur Erkenntnis seines heiligen Willens zu führen, da empfahl er ihnen besonders die Sanftmut und rüstete sie mit keinen andern Waffen aus als mit seinem heiligen und göttlichen Worte, begleitet von der Kraft seines heiligen Geistes: Geht hin und lehret alle Völker und lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe. Das thut ihr aber nicht, sagte ich ihnen. Jesus Christus sagt auch denselben Jüngern und in ihrer Person allen Gläubigen Trübsale voraus, die ihnen begegnen müßten, damit sie nicht Aergernis daran nähmen; er tröstet sie deshalb zu gleicher Zeit und weist sie darauf hin mit den Worten: „Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe; es kommt die Zeit, daß wer euch tötet, wird meinen, er thue Gott einen Dienst daran. Siehe, es kommt die Stunde, und sie ist schon gekommen, daß ihr zerstreut werdet ein Jeglicher in das Seine: ihr werdet weinen und heulen, aber die Welt wird sich freuen, wenn sie euch traurig sieht.“ Was Jesus Christus vorausgesagt hat, ist jetzt eingetroffen; ihr habt den unsrer Religion Angehörigen solche Trübsal bereitet. Doch seht, das ist auch unser Trost: „Doch eure Traurigkeit soll in Freude verkehrt werden. Solches habe ich mit euch geredet, daß ihr Frieden in mir habt. In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ Ihr könnt nicht leugnen, daß Jesus Christus selbst es ist, der hier zu seinen Erwählten redet. Und wenn die, die euch gegen uns aussenden, vom heiligen Geiste getrieben wären, dann würden sie euch nicht befehlen, uns zu quälen, wie sie es thun durch jede Art ungerechter Mittel und mit der Gewalt der Waffen.

Da sprangen sie alle gegen mich auf wie die Löwen, indem sie spöttisch riefen: Es ist hier nicht der Ort, uns Moral zu predigen; wir predigen genug. — Es ist wahr, antwortete ich ihnen, Sie predigen, aber auf eine sehr fremdartige Weise. Sie sagten noch, daß sie mich schon zwingen würden meiner Hartnäckigkeit zum Trotze. Bei diesen schreckenerregenden, gotteslästerischen und abscheulichen Worten, fand ich keine Ruhe mehr an Leib und Seele. Allenthalben war ich in Trübsal, auswendig Streit, inwendig Furcht (vgl. 2. Kor. 7, 5). Aber Gott, der die Niedergeschlagnen tröstet, tröstete mich innerlich durch die Versicherung seiner Hilfe, und er verdoppelte diese heilige Gewißheit in meinem Herzen durch die Empfindung seiner Gnade, seiner Liebe und seines unendlichen Erbarmens gegen mich; und als ich so über seine Weisheit und über seine unbegreifliche Macht nachdachte, erhob ich mein Herz und meinen Geist zum Himmel, und nachdem ich eine schreckliche Nacht durchgewacht und der Tag anbrach, sprach ich:

Herr, du Sonne und Licht meiner Seele, die Nacht der Anfechtung, die Du mich ohne Gefahr gnädig durchmachen ließest, würde für mich eine ewige Nacht gewesen sein, wenn Du, im Kampfe gegen die geschwornen Feinde Deiner heiligen Wahrheit, nicht über mir gewacht und mich vor allen Gefahren, denen ich ausgesetzt bin, geschützt hättest. Du hast Deine heiligen Engel um mich gelagert. Ich bitte Dich, mein Gott, gewähre mir auch fernerhin Deine Gnade und alle andern Güter, die ich aus Deiner Hand empfange, wenn es Dein guter Wille ist, auf daß ich Alles gebrauche in Deinem Dienste, zum Preise meines Jesus, der der Gegenstand meiner Liebe ist, die Krone all meiner Hoffnung.

Nach diesen glücklichen, außerordentlich trostreichen Augenblicken antwortete ich meinen Feinden: Ihr rühmet euch so zuversichtlich, mich bekehren zu können, als ob es in eurer eignen Macht läge; doch vergesset nicht, und ich bin davon fest überzeugt, daß ihr keine Macht habt außer derjenigen, die euch von Gott gegeben wird. Es ist mein Glaube und meine Hoffnung, die mich aufrecht erhalten, daß mit Hilfe dieses Gottes, dessen Schutz ich dazu anrufe mit allen Kräften meiner Seele, ihr mit eurem Vorhaben nicht zum Ziele kommen werdet, welche Anstrengungen ihr auch machen werdet, mir das Heil zu rauben.

Infolge dessen setzten sie ihre Schimpfreden fort, indem sie unter anderm sagten: Wir haben nun keine andre Antwort mehr und wollen nun anfangen zu verkaufen; darauf werden wir sehen, was zu thun ist. — Wir hatten schon teilweise Weinlese gehalten, und am Tage vor Ankunft dieser Zerstörungsteufel hatten wir einige Fuder Trauben ausgepreßt, deren Most noch nicht in Fässer gebracht war. Sie begannen damit zu verkaufen; sie zogen auch den Most der Weinlese ab, der in der Kufe war; ich weiß nicht, was sie damit machten, ob sie ihn tranken oder verkauften; denn ich befand mich nicht mehr lange unter ihren Händen, wie sich alsbald zeigen wird.

Es ereignete sich durch eine ganz wunderbare Fügung der göttlichen Vorsehung, die mein Nachdenken unablässig beschäftigt, daß, während die Soldaten beschäftigt waren, die Möbel aus den obern Zimmern des Hauses herabzuschaffen, um sie zu verkaufen, ich herunterstieg bis an die Thür zur Straße. Ich war kaum unten, da kam auch schon ein Soldat mit einem zweiten Zettel und meldete mir, daß er mir ein Zettel für zehn Soldaten bringe. Aber, mein Herr, wir haben schon zehn; gewiß ein gutes Mittel, die Sache zu beschleunigen. Er sagte auch: Wenn Sie sich nicht bekehren, so werden Sie noch viel mehr sehen. Er begann zu fluchen und zu lästern und rief: Bis zur Ankunft meiner Kameraden will ich mir zuerst mal den Keller ansehen. Ich willigte gern ein, um die Gelegenheit, die Gott mir zur Rettung aus dieser Gefahr darbot, zu benutzen. Es geschah, daß der allmächtige Gott mich seine außerordentliche Hilfe gleich bei den ersten Angriffen meiner wütenden Verfolger erfahren ließ. Ich holte ihm das Licht und zeigte ihm den Eingang in den Keller; unter den heftigsten Drohungen stieg er hinab, und er würde mir helfen im Keller recht viel zu finden. Ich hörte es schweigend an und wartete, bis er die Stufen hinabgestiegen war; dann schloß ich die Thür des Kellers, die man von innen nicht öffnen konnte. Ich ließ ihn in dieser Lage, und ehe die Soldaten, die sich oben befanden, es gewahr wurden, war ich durch die Gnade Gottes über alle Berge und entschlüpfte so ihren Händen. So weiß Gott die zu befreien, die ihn anrufen; er versagt kein Gutes denen, die da wandeln in Rechtschaffenheit.

Ich eilte, mich bei meinen Freunden zu verbergen, und ich sah, wie unser Haus nicht nur von zwanzig Soldaten, die ich vorhin nannte, besetzt wurde, sondern von noch andern zwanzig, die man am Tage meiner Flucht schickte. Diese vierzig Soldaten verwandelten die untersten Etagen in einen Pferdestall, in den sie die Pferde stellten, und aus den andern Räumen machten sie eine Art Abtritte von unten bis oben. Sie verkauften fast alle Mobilien, mit Ausnahme derjenigen im Keller, und nachdem sie ihre Wut ausgelassen hatten, gingen sie aus dem Hause und ließen die Thüren offen stehen, indem sie Keinem erlaubten, sie weder am Tage noch in der Nacht zu schließen. Als einer unsrer Nachbarn für die Nacht schließen wollte, drohten sie ihm heftig mit Gefängnis.

Diese unheilvolle Unruhe verursachte mir nicht den größten Kummer, sondern die üble Nachricht, daß man Soldaten überallhin geschickt hätte, die aus der Stadt Geflohenen zurückzuführen. Nicht ohne Grund verdoppelte diese Nachricht meine Traurigkeit, da ich fürchten mußte, daß sie meinen Mann finden würden, was denn auch geschah; denn sehr bald nachher sah ich diese Streiter des Teufels zurückkehren, wie sie von allen Seiten Haufen von Leuten herbeiführten, die sie wegen des geringen Widerstands, den sie leisteten, oder weil sie nicht nach Wunsch der Grausamen marschirten, gebunden und geknebelt hatten. Unter ihnen befanden sich auch mein Mann und mein Schwager, die das Messer an der Kehle mit den andern armen

Unglücklichen zu dem Versprechen gezwungen wurden, sich bekehren zu wollen.

Darauf ging mein Mann in unser Haus, das er in dem vorhin geschilderten erbärmlichen Zustande fand, und da er mich nicht vorfand, so erkundigte er sich, wo ich wäre. Als er mich gefunden hatte, konnten wir lange vor lauter Seufzern und Thränen kein Wort hervorbringen. Die erste Frage, die mein Mann an mich richtete, war, was unterdes geschehen sei, und ob ich unsern Verfolgern, ohne mein Gewissen zu beschweren, entschlüpft sei? Ich bejahte es und erzählte ihm von der Gnade, die Gott mir erwiesen hatte, wofür er mit mir Gott pries. Als er unter solchen Betrachtungen einsah, wie er sich schon bei den ersten Angriffen unsrer Feinde feige zu jenem Versprechen habe verleiten lassen, machte er sich Vorwürfe über diese Schwachheit, weinte bitter und bat Gott inbrünstig, daß, wenn er auch in seiner Weisheit zugelassen habe, bei dieser Gelegenheit nicht von ihm verherrlicht zu werden, er ihm doch Gnade schenken möge, Ihn in Zukunft um so mehr zu verherrlichen durch das Bekenntnis seines anbetungswürdigen Namens, zur Erbauung des Nächsten und zu seinem eignen Heil bis zu seiner Todesstunde.

Und in dem Maße, wie er seine Gebete in der rechten Gesinnung und Aufrichtigkeit des Herzens zu Gott richtete, wurde er erhört, er und ich durch das unvergleichliche und unendliche Erbarmen Gottes, der uns gnädig und geneigt war in seinem Mitleid mit uns. Denn er segnete die Bemühungen meines Mannes, mich verbergen zu können, in der Weise, daß ich für damals ein ganzes Jahr vor meinen Feinden geschützt war; und ihm gab Gott Gnade in seiner Todesstunde durch einen außerordentlichen Beweis seiner väterlichen Sorge, indem er ihn stärkte, die Feinde seines Heiles von sich zu stoßen, die ihn auch nicht zu Einer Handlung der römischen Religion vermocht hatten. Im Gegenteil, er hat zweifellose Beweise seines Glaubens gegeben und hat seine Seele Gott mit heiliger Freudigkeit befohlen. Mein Schwager, in dessen Armen er verstarb, hat mir solches mitgeteilt.

P. Hille

Zwei neue Romane

Sophus Bauditz und O. Verbeck

Den Lesern der Christlichen Welt zeige ich zwei neue Erzählungen aus dem Grunowschen Verlag an. Es ist immer eine Freude, die hübschen eleganten Bände mit ihrem feinen Papier und guten Druck in die Hand zu nehmen, die von diesem Verleger in die Welt gesandt werden als Zeugen seiner intimen liebevollen Sorgfalt. Fast möchte man sich panzern gegen die Suggestion, die in diesen Aeußerlichkeiten an uns herantritt, wenn man nicht wüßte, daß man bei Grunowschen Büchern sich auch eines guten Inhalts versehen darf. Zum mindesten kann man sich immer auf etwas Feines, Geschmackvolles, nicht Gewöhnliches gefaßt machen.

Das erste der neuen Bücher hat denselben Verfasser wie die in diesen Blättern warm besprochne „Wildmoorprinzeß." Zu meiner Freude hat das reizende Buch in unserm Kreise viele Freunde gefunden. Ich bin inzwischen dem Autor etwas nachgegangen und kann Folgendes über ihn mitteilen. Sophus Bauditz ist Oberschulrat in Kopenhagen, kein junger Mann mehr und auch kein junger Schriftsteller. In deutscher Uebersetzung sind von ihm noch erschienen zwei Novellensammlungen: „Erzählungen" in der Sammlung „Nordlicht" (Leipzig, Meyer) und „Aus dem Forsthause" (Leipzig, Berger). Ich gebe der zweiten den Vorzug. Es ist ein Novellencyklus, der doch eine Art Einheit bildet, da alle Stücke in demselben Kreise spielen oder erzählt werden. Die Szene ist in einem höchst anheimelnden Forsthause, das mit dem ganzen Zauber wonnevoller Ferienstimmung geschildert ist. Hier hat der Verfasser wie in der „Wildmoorprinzeß" Gelegenheit, seine starke und innige Naturempfindung auszusprechen und seine Liebe zur Jagd in den ansprechendsten Schilderungen zu bethätigen. Hier fühlt man sich auf dem ureigensten Boden seiner Poesie. Die kleinen Erzählungsformen sind übrigens für ihn offenbar die geeigneten. Das eigentlich Romanhafte, die Erfindung einer großen Handlung, liegt ihm weniger gut. Das tritt auch in seinem neusten Buche hervor: Die Chronik des Garnisonstädtchens.

Wir müssen hier auf Wald und Moor und Rebhühnerjagd fast ganz verzichten — ganz ohne Jägerei freilich geht es auch hier nicht ab. Statt dessen führt uns der Verfasser in eine kleine Stadt, deren enges, gedrücktes Leben er mit gutem Humor und feiner Beobachtung schildert. Seine Gabe, lebendige Gestalten plastisch vor uns hinzustellen, paart sich mit der innigen Liebe zu den Menschen, die auch aus dem Unbedeutenden das Göttliche, aus dem Verzerrten das Echte, aus dem Lächerlichen den ernsten und rührenden Kern herauszuholen versteht. Diese Fähigkeit ist es, die den Leser so warm und erquicklich anmutet. Die Technik der Darstellung des Kleinstädtischen steht nicht auf der Höhe seiner Naturschilderungen. Namentlich gewisse monotone Wiederholungen, die die Unveränderlichkeit dieser Lebensverhältnisse bezeichnen, wirken zu aufdringlich. Aus der breiten Schilderung, die zunächst ganz überwiegt, entwickelt sich langsam eine ungemein dünne und zierliche Handlung, eine Liebesgeschichte gesundester und frischester Art auf einem eigentümlich romantischen Hintergrunde, der sich erst allmählich entrollt. Diese Entwicklung der zurückliegenden Voraussetzungen ist sehr geschickt gemacht. Die Hauptperson ist diesmal ein höchst sonderbarer Oberlehrer, der mit seiner kleinstädtischen, altjüngferlichen Neugierde, die doch aus einer warmen Teilnahme an den Menschen entspringt, die Handlung weitertreibt.

Die Dichtung gehört sicherlich nicht zu den großen Erzeugnissen künstlerischen Geistes, aber sie hat ein eignes inneres Leben, das auch bei dem Leser Teilnahme und Befriedigung erwecken muß. Der tiefste Grund für die erfrischende Wirkung, die von ihr ausgeht, ist die gesunde und echte, männliche Empfindungsweise des Verfassers. Je seltner heute die Fähigkeit geworden ist, das Einfach-Menschliche überzeugend darzustellen, um so dankbarer dürfen wir sein, bei einem Dichter die unverkünstelte Frische eines innigen und kräftigen Gemütslebens zu finden.

Der neue Roman von O. Verbeck: Einsam, wird sicherlich von Vielen, die die „Drei Novellen" der Verfasserin gelesen haben, mit Erwartung in die Hand genommen werden. Ihr ungewöhnliches Talent verleugnet sich auch in diesem Werk nicht. Mit einer nicht unbedeutenden Technik ist die Geschichte einer unglücklichen Ehe von ihren Anfängen bis zur Lösung durch den Tod erzählt. Die schwierige Aufgabe, das Verhältnis dieser zwei Menschen zu einander fast ohne jedes Hineinspielen andrer Personen bis in die letzten Konsequenzen ohne Monotonie darzustellen, hat sie glücklich gelöst. Es wird ihr nicht bestritten werden können, daß sie ein in mancher Hinsicht bewunderungswürdiges Seelengemälde geschaffen hat. Ich kann aber nicht verschweigen, daß es an schweren Fehlern der Auffassung leidet. Mit meinen Einwendungen werde ich um so weniger zurückhalten, als die Verfasserin mit ihren hervorragenden Gaben ernst genommen werden will und gewiß auch einen Tadel sich zu nutze machen wird. Vor den Lesern der Christlichen Welt aber muß das Folgende deswegen gesagt werden, weil es sich nicht um ästhetisch-technische Fehler handelt, sondern um die Lebensauffassung und das sittliche Urteil.

Die Heldin geht die verhängnisvolle Ehe mit einem reichen Manne ein, um ihrer zärtlich geliebten kranken Mutter einen sorgenfreien Lebensabend und vielleicht Genesung zu verschaffen. Sie thut es, weil man sie über den unheilbaren Zustand der Mutter im Unklaren gelassen hat, und obwohl sie eine andre Liebe im Herzen trägt. Sie heiratet also ohne Liebe einen sie liebenden Mann. Bald nach der Verheiratung stirbt die Mutter — das Opfer war umsonst. Das ist der tragische Fall. — Schon gegen diese Voraussetzungen läßt sich Vielerlei einwenden. So wie die Heldin geschildert ist, bleibt es schlechthin unglaublich, daß sie den Schritt wagt. Sie, dies klare, willenskräftige, fein empfindende, liebende Mädchen, verkauft sich im vollen Bewußtsein dessen, was sie thut. Ohne die geringste Anwandlung von Schwäche, ohne einen Hauch von Neigung, ohne alle und jede Vorbedingung für eine auch nur einigermaßen erträgliche eheliche Gemeinschaft. Trotz aller Mühe, die von der Dichterin aufgewandt ist, glauben wir ihr nicht, daß diese Hanna Wasenius

nicht das tief Unsittliche ihres Entschlusses empfunden haben sollte. Wir glauben ihr nicht, daß diese Mutter, die im Grunde Alles durchschaut, nicht protestirt. Und geradezu peinlich berührt es, daß hier Alles nur an einem Faden hängt. Die beiden durch das Geschick getrennten Liebenden wissen nichts von einander, obwohl seine Liebe allen Andern außer ihr klar ist; sie freilich ist von solchem Heroismus der Selbstbeherrschung, daß von ihrem Gefühl nichts an den Tag kommt, nicht einmal der sorgevoll ahnenden Mutter gegenüber. Diese Verbindung von unglückseligem Zufall und unbegreiflichem Selbstopfern wirkt auf ein feineres Gefühl verletzend und ist schließlich doch ein Zeichen von künstlerischem Unvermögen.

Jedenfalls hat die Verfasserin sich auf diese Weise ein sehr schwieriges Problem geschaffen. Wie muß sich eine Ehe gestalten, die auf solcher Basis ruht? Der gewiß häufigste Fall, daß die nicht liebende Frau in dumpfer Resignation sich in die Lage findet, dabei aber innerlich herunterkommt und verdirbt, ist für die dichterische Behandlung nicht geeignet. Die Verfasserin hat auch den Fall des Ehebruchs ausgeschlossen, und zwar in einer absolut vollständigen Weise; kein Gedanke an die frühere Liebe darf noch in Hannas Seele aufkommen. Aber was bleibt dann übrig? Wer den ganzen Ernst der Ehe erwägt, wird nur noch zwei Möglichkeiten kennen — wenigstens bei diesen beiden Persönlichkeiten. Entweder muß es zu einem schroffen Bruche kommen, zu einer völligen innern Trennung, oder es muß in der Seele der Frau als Frucht des Zusammenlebens Gegenliebe entstehen. Ganz undenkbar ist es und peinlich wirkt es, wenn wir denken sollen, die Beiden könnten jahrelang vereinigt sein, indem die Frau in der Liebe nur passiv, der Mann nur aktiv ist. Das ist unpsychologisch gedacht und sittlich beleidigend. Natürlich hat auch die Verfasserin das Unerträgliche der Lage empfunden und führt es uns in erregenden Szenen der gegenseitigen Quälerei vor. Daß sie aber doch nicht über den vollen Ernst der Sache klar ist, zeigt der Schluß. Am Totenbette des Mannes wird Hanna von einer mitleidigen Regung erfaßt, zum erstenmal erfreut sie ihn durch eine verspätete Zärtlichkeit; jetzt tritt ihr vor die Seele, daß sie Schuld hatte, indem sie sich in ihrem Stolz nur duldend und ablehnend verhalten hat. Das ist eine sentimentale Wendung, die der Größe des Stoffes nicht angemessen ist. Das, was sie jetzt Liebe nennt, hat mit der Sache nur den Namen gemein. Darum können wir auch nicht daran glauben, daß es ihr möglich sein würde, an der Seite des Genesenden etwa ein neues Leben zu beginnen. — Es ist nicht eine lediglich litterarische Kritik, die ich geübt habe. Aber wenn es überhaupt einen Sinn haben soll, daß in diesem Blatte Erzeugnisse der schönen Litteratur besprochen werden, so kann es nur die Aufgabe sein, dem Eindringen einer falschen Empfindungsweise zu wehren und das Menschlich-Echte und Sittlich-Wahre herauszuheben.

Johannes Weiß

Auch ein Grund des Abfalls

Von jeher hat menschliche Sünde und menschlicher Widerspruchsgeist sich gegen die göttliche Wahrheit aufgelehnt, und das wird nicht aufhören. Aber es ist auch Thatsache, daß edle Geister auf Seiten der Widersacher des christlichen Glaubens gestanden haben und noch stehen; Menschen, die ein Herz haben für das Gute, Große, Edle, denen nichts Menschliches fremd ist, die den Wahlspruch haben: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, die im Grunde auch auf ein Reich der Liebe, des Friedens und der Gerechtigkeit unter den Menschen hinarbeiten. Auch solche finden wir unter den Widersachern des Glaubens. Wie ist das zu erklären?

Zum guten Teil sind daran die Christen selbst schuld. Ein Grund dafür ist der, daß die Christen vielfach das Gebot Christi vergessen haben: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist. In den drei ersten Jahrhunderten hatte die christliche Kirche keine andre Grundlage als den Glauben ihrer Glieder, keine andern Hilfsquellen als freiwillige Gaben, keine andern Beziehungen zur Obrigkeit als Verfolgung zu erleiden. Die Welt wurde erobert durch den

Einfluß von Ueberzeugung und Hingabe. Anders seit Konstantin. Das Christentum wird Staatsreligion. Nun ist es sicherlich die Aufgabe des Gesetzgebers, solche Gesetze anzustreben, die die Wohlfahrt des Volkes befördern. Der Einfluß des Christentums mußte nun vom Glauben und den Sitten in die Gesetze eindringen. So mußte z. B. ein Fürst von erleuchtetem Sinn die Gladiatorenkämpfe abschaffen als der Menschlichkeit widersprechend. Ein solcher Einfluß der Religion auf die Gesellschaft ist durchaus rechtmäßig, er hebt das moralische Niveau und schafft bessere Einrichtungen und Gesetze.

Aber das Wesen des Staatsgesetzes ist der Zwang. Die Obrigkeit trägt das Schwert. Wie nahe muß es ihr nun liegen, Gesetze für weltliche Dinge zu schaffen, nicht weil sie zum Zweck der Wohlfahrt nötig, sondern weil es die Gesetze der Kirche sind; oder aber Vorschriften zu machen, die den Glauben und den Kultus betreffen. Und so ging es. Dadurch wurde die Kirche die Anstifterin der Religionsverfolgungen. Zwar die Staatsgewalt zündete die Scheiterhaufen an und warf ins Gefängnis; aber dahinter schürte die Kirche, und sie machte man mit Recht dafür verantwortlich.

Dieser Zustand der Dinge, der bis über die Reformation hinausreichte, mußte eine natürliche Reaktion hervorrufen. Man forderte die Freiheit der Gewissen. Die Gesellschaft sollte nicht mehr der zeitlichen Herrschaft des Klerus unterworfen sein durch diese Vermischung von kirchlichem und bürgerlichem Gesetz. Daher ein großer Kampf, in dem sich allerdings der Geist der Freiheit in den Geist des Umsturzes verwandelte. Viele machten irrtümlicherweise den religiösen Glauben selbst für die Verbrechen des Fanatismus verantwortlich und entfernten sich von Christus, weil man in seinem Namen verfolgte. Aber sind sie nicht zu begreifen? Sie sahen die Oberhäupter der Christenheit Blutbefehle erteilen, sahen im Namen der Religion geführte Kriege, gezogne Schwerter, verstümmelte Leichen. Sie sahen im Namen Christi die Freiheit der Gedanken, ja die Menschlichkeit mit Füßen getreten. Im Namen der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Liebe traten sie unter die Reihen der Widersacher des Evangeliums, des Evangeliums, das gerade diese großen Ideen in die Welt gebracht hatte. Für das wahre, von Jesu Geist durchdrungne Christentum kämpfend, ohne es zu wissen, traten sie auf gegen ein falsches, von menschlicher Leidenschaft und Herrschsucht vergiftetes Christentum. Christus wird Christo entgegengesetzt. Aber weil sie den wahren Christus nicht kannten, verirrte sich manch edle Seele in die Reihen der Widersacher des Evangeliums.

Und es ist noch heute vielfach so. Ein Christentum, das sich nicht ausschließlich nach dem göttlichen Willen richtet, sondern sich durch Rücksicht auf Wünsche der Obrigkeit, öffentliche Meinung, Stimmung von Majoritäten leiten läßt, ist Vielen verächtlich. Ist es nicht begreiflich, wenn sie den Respekt vor einer Wetterfahne verlieren? Der Vorwurf der Sozialdemokratie gegen die Kirche, sie sei eine Polizeianstalt des Staates zum Schutz der Reichen, eine Verdummungs- und Zähmungsanstalt für das Volk, ist bekannt. Wo solches geglaubt wird, ist das Ohr für das Evangelium verstopft. Und es giebt leider immer noch Thatsachen, die den Argwohn nähren, daß sich die Kirche vom Staat dazu verwenden lasse, seine politischen Ziele zu befördern, daß sie als vom Staat beschützte und abhängige Institution seine Wandlungen mitmachen müsse. Muß nicht dadurch das Evangelium, das nicht von Menschen, auch nicht durch Menschen kommt, diskreditirt werden? Wann werden die Päpste aufhören, einen weltlichen Kirchenstaat als unerläßlich für den Bestand der Religion zu betrachten? Wann werden Kirchenregimenter aufhören, sich in rein weltliche Angelegenheiten zu mischen und im Namen der Religion diese oder jene Stellungnahme zu fordern? Wann wird der Staat einsehen, daß es nicht taugt, wenn er sich mit religiösen Angelegenheiten befaßt; daß es eine überlebte Sache ist, wenn die weltliche Obrigkeit die Kirche regieren will oder mit Staatsgewalt einer ihr beliebten religiösen Richtung Vorsprung verschaffen will?

Wenn diese Dinge werden aufgehört haben, den Argwohn gegen das Christentum zu nähren, und wenn die Christen den

Grundsätzen ihres Meisters getreu sich beweisen als Arbeiter voll Eifer für alle Werke der Wohlthätigkeit, der Freiheit und Gerechtigkeit, wenn sie für jede gute Sache als die Ersten in die Bresche treten und als die Letzten an der Arbeit bleiben, dann werden sie zwar nicht alle Widersacher des Glaubens, aber doch manche edle Geister, die durch die Mißbräuche der Vergangenheit und Gegenwart aus ihrer natürlichen Bahn geworfen sind, wieder in ihre Reihen zurückführen können. Stuckert

Verschiedenes

Vorträge über religiöse Tagesfragen, gehalten in der Tonhalle zu Zürich von D. Konrad Furrer, Pfarrer und Professor der Theologie. Zürich, Zürcher und Furrer. Zweite Auflage. 1 Fr. 80 Cts., gebunden 2 Frcs. 80 Cts.

Gern erinnert sich jeder, der Zürichs religiöses Leben verfolgt, der großen Teilnahme, die Furrers Reden fanden. Er hatte es verstanden, die Kreise wirklich zu erreichen, die für solche Apologetik empfänglich sind und ihrer bedürfen. (Siehe auch das Vorwort.) Es gehört Mut und Ausdauer dazu, einem nach Stand, Bildung, Weltanschauung und religiöser Stellung so gemischten Zuhörerkreis gegenüberzustehen und auf seinem Posten auszuharren. Daß D. Furrer dazu der Mann ist, hat er schon früher den Sozialdemokraten gegenüber und jetzt wieder unter erschwerenden persönlichen Verhältnissen auf das beste bewiesen. Wie hat er nun seinen Einfluß genutzt?

Zunächst die Wahl der zehn Themata, die billige Erwartungen durchaus erfüllen. So bietet der erste Vortrag eine allgemeine Auseinandersetzung mit der Naturforschung (Kann die Erkenntnis der Natur auf die Frage nach Gott eine genügende Antwort geben?), während der fünfte und neunte die Wunderfrage und das Unsterblichkeitsproblem besonders herausgreifen. Vier Abschnitte sind dem Christentum gewidmet: seinem Verhältnis zu frühern Religionen, seiner Vollkommenheit, seinen geschichtlichen Mängeln und seiner Zukunft. Betrachtungen über den sittlichen Fortschritt der Menschheit, den Weltuntergang und die Majestät des Todes gehören zwar nicht zum eisernen Bestande ähnlicher Unternehmen, können aber gewiß auch Diesem und Jenem von Nutzen sein. Das sehr nötige Kapitel über Christentum und Sozialismus hat Furrer ja schon anderweitig behandelt.

Nach dem Was das Wie. Mir fiel zunächst auf, wie Furrers ganze Beweisführung ungleich mehr an das Gefühl als an den Verstand appellirt. Das liegt ja zum Teil in der Natur der Probleme; zum Glauben an Gott und ewiges Leben kommt man auf diesem Wege noch am ersten. Aber etwas weniger Gefühlslogik hätte man doch für solche Fragen gewünscht, die den Verstand zunächst angehen. Mit dem Axiom, daß der Wunderglaube einem tiefen menschlichen Bedürfnis entspreche, kommt man, meine ich, einer entkirchlichten Menge gegenüber nicht aus. Hier wie an andern Stellen wäre ein ungescheutes Bekenntnis der eignen, kritischen Stellung des Verfassers recht wohlthuend gewesen. Ebenso hätte eine schärfere Verurteilung der „Missethaten der christlichen Völker" und ihre geschichtliche Erklärung den Redner seinen Hörern näher gebracht, als die Aufzählung der das Christentum hemmenden Geistesmächte. Ueberhaupt: etwas weniger Optimismus der modernen Wissenschaft (deren innerste Ueberzeugung es sei, daß in der ganzen weiten Welt die ewigen, wandellosen Ordnungen Gottes herrschen, S. 113), wie der religiösen Empfänglichkeit des Menschen gegenüber (kein Verständiger könne es leugnen, daß in der Welt eine großartige, gewaltige, ewige Vernunft wirksam ist) scheint uns der Wahrheit näher zu kommen. Ist doch so manche Deduktion des Buches nur für den brauchbar, der sie nicht braucht. Aber das wird Jedem passiren, der sich an eine so große Aufgabe wagt. Es fehlt der Apologetik noch zu sehr die Phantasie, das Vermögen, mit den Augen des Andern zu sehen und seine geistige Lage zu überschauen. Sehr belebend wirken dagegen die dem Verfasser durch seinen besondern Beruf naheliegenden Vergleiche aus der Religionsgeschichte, wenn auch hier des Guten wohl zu viel gethan wird. Kurz und gut, es ist ein mutiges, frisches, kleines Buch, dessen Mängel seine Vorzüge nicht aufwiegen. Möchten doch viele Berufne die Bahn beschreiten, die Furrer so hoffnungsvoll betrat. Platzhoff

Aus Charles Kingsleys Schriften. Das Trefflichste, was ein Trefflicher gesagt. Eine Auswahl aus seinen Predigten, Vorträgen, Ansprachen, Essays, Beschreibungen u. s. w. Autorisirte Uebersetzung von Marla Baumann. Mit Bild Kingsleys, seines Hauses und seines Grabes. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1897. 270 S. 3,50 Mk., geb. 4,60 Mk.

Fräulein Marla Baumann, die unermüdliche Interpretin Kingsleyscher Schriften, bietet der deutschen Leserwelt eine neue Auswahl aus den Schriften des berühmten englischen Predigers und Schriftstellers; „das Trefflichste, was ein Trefflicher gesagt hat," eine Auswahl aus seinen Predigten, Vorträgen, Ansprachen, Essays u. s. w. Der Schwiegersohn Kingsleys, Rev. William Harrison, hat die vorliegende Blumenlese für die englische Nation zusammengestellt; die Uebersetzerin ist ihm aber nicht sklavisch gefolgt; sie hat etliche Abschnitte weggelassen, die für das deutsche Publikum von geringerm Interesse zu sein schienen, und sie durch andre ersetzt. Nicht wenige Abschnitte erscheinen hier zum erstenmal in deutscher Sprache. Der Inhalt ist in verschiedne Abteilungen gruppirt: Vom Glauben. Praktisches. Historisches. Kritisches. Verschiednes. Die Schriften, denen die einzelnen Stücke entnommen sind, sind der Mehrzahl nach durch Fräulein Baumann und Andre der deutschen Litteratur schon bekannt. Die Romane sind nicht berücksichtigt worden.

Wir freuen uns der neuen Gabe, wie aller frühern auch, die den religiösen Genius Kingsleys uns erschließen. Was Kingsley schreibt, ist Alles aus umfassendem Wissen und aus der Tiefe des Herzens geschöpft; eigen empfunden und gedacht; geistvoll und fromm. Kenntnis des eignen Herzens und der Mut, Selbsterlebtes zu bekennen, scharfe Beobachtung der Menschen und ihres Treibens, reinste christliche Erfahrung und erleuchtetes Verständnis der heiligen Schriften wirken zusammen, um den Schriften Kingsleys jenen Reiz zu verleihen, der, je mehr man ihn kennen lernt, um so begieriger macht, sich noch gründlicher in ihn zu vertiefen. Seine Frömmigkeit ist weitherziger als seine Theologie. Er ist nicht ein Mann des Systems. Zuweilen widerspricht er mit schneidiger Schärfe herkömmlichen dogmatischen Gedankenreihen und kirchlich sanktionirten Vorurteilen, dann wieder erscheint er sorglos, ob es ihm gelinge, spröden Stoff zu erweichen; gewiß will er seinen Lesern damit keine Mühe machen, sie damit nicht aufhalten; er läßt die herkömmlichen Vorstellungen bestehen und knüpft daran seine Gedanken und Empfindungen, unbekümmert, ob sie einander decken, und ob seine eigenste Ueberzeugung mit den überlieferten Vorstellungen wirklich übereinstimmt.

Möchten die neu erschienenen Auszüge aus Kingsleys Schriften für Viele eine Veranlassung werden, die Schriften selbst zu lesen und zu studiren. Wir möchten glauben, der deutschen Lesewelt sind nunmehr aus der Fülle des vorhandnen Stoffes Aphorismen in genügender Menge mitgeteilt. Etliche Flüchtigkeiten sollten bei einer neuen Ausgabe korrigirt werden, z. B. S. 248 ist statt „Johannes" Jakobus zu zitiren; S. 193 ist das griechische Zitat verstümmelt; S. 46 Z. 11 ist unverständlich. Der fleißigen Uebersetzerin wünschen wir aus dankbarem Herzen den besten Erfolg für ihre treuen Bemühungen. Ehlers

Reformation und Revolution. Rede zur Feier von Luthers Geburtstag. Von Professor D. Otto Pfleiderer. Berlin, Georg Reimer, 1897. 0,40 Mk.

Auch der Vortrag des Berliner Professors dient apologetischen Interessen; es gilt, die Persönlichkeit Luthers, sowie das durch ihn in die Geschichte hineingeschaffne protestantische Prinzip zu verteidigen gegen die Vorwürfe der Canisiusbulle, die Reformation gegen den Vorwurf der Revolution. Wie der gegenwärtige römische Oberpriester über Luther und sein Werk denkt, so haben schon zu Luthers Zeiten seine Gegner geurteilt; die römische Kirche kann von ihren Prinzipien aus den Protestantismus nicht gerecht würdigen. Auf Zerstörung der Religion und Sittlichkeit lautet die römische Anklage. Unbefangne Geschichtsbetrachtung muß doch zunächst fragen: war denn die römische Religion und Sittlichkeit im Reformationszeitalter überhaupt christlich zu nennen? Die Antwort lautet: Nein. Dem gegenüber hat Luther die Grundlagen von Religion und Sittlichkeit im Sinne des Evangeliums erneuert, die Religion losgelöst von blindem Autoritätsglauben und an die persönliche Erfahrung im Gewissen gebunden, die Sittlichkeit als freie Auswirkung des persönlichen Glaubenserlebnisses innerhalb der Welt, der er die Bedeutung eines Feldes sittlicher Thätigkeiten erst wieder zurückgab, gefaßt. Auf beiden Gebieten ist Luther scharf denen entgegengetreten, die seinen Gedanken revolutionäre Wendungen gaben: durch Bindung des Glaubens an das Bibelwort lehnte er den revolutionären Subjektivismus der Schwarmgeister ab, durch Betonung der Gehorsamspflicht gegen die Obrigkeit die Revolution der Bauern. Und was von ihm gilt, gilt vom protestantischen Prinzip; man kann nicht etwa Luther freisprechen und dieses verurteilen; beide sind eins innerlich, sofern Luther dessen erster Repräsentant ist. Die Kulturerrungenschaften der Gegenwart, der moderne Staat, die nationale Einheit, das Ringen nach immer klarerer Fassung der Heilswahrheit ist die Entfaltung des protestantischen Prinzips innerhalb der Geschichte. Gewiß hat man in dieser Entwicklung Manches anders beurteilen gelernt, als es Luther beurteilte. Der „unpraktische Idealismus" seiner politischen Ansichten ist z. B. klarerer Einsicht auch in die Grenzen obrigkeitlicher Gewalt gewichen. Aber unerschüttert ist die Wahrheit geblieben: der Protestantismus ist nicht Revolution! — vielmehr: Evolution, das heißt „er führt nicht zur Verleugnung der göttlichen Wahrheit, sondern zu ihrer immer reinern Entwicklung und Enthüllung." Und die Vorwürfe der Zerstörung von Religion und Sittlichkeit springen — die Geschichte zeigt es nur zu deutlich — auf den Katholizismus selbst zurück.

Dies etwa der Inhalt des gedankenreichen Vortrags, der eine treffliche Waffe im Kampfe gegen Rom bietet durch die klare Aufzeigung dessen, was denn eigentlich Protestantismus ist. W. Köhler

Das evangelische Diakonissen- und Krankenhaus in Freiburg i. B. wird heute in einem Aufruf unsern Lesern warm empfohlen. Näheres über diese Stiftung ist in Nr. 24 des vorigen Jahrgangs gesagt. Die Unterstützung der Anstalt, die eine weit über ihren nächsten örtlichen Zweck hinausragende Bedeutung hat, sei hiermit herzlich befürwortet. Geldgaben wird der Herausgeber jederzeit gern vermitteln; Gegenstände für den Bazar aber werden besser direkt an eine der im Aufruf genannten Adresse geschickt. R

Probenummern. Die Nummern 12 und 13 stehen noch zu Werbezwecken zur Verfügung und können jederzeit durch die Verlagshandlung J. C. B. Mohr in Leipzig, Querstraße 21, in beliebiger Anzahl unentgeltlich bezogen werden.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Unter dem hohen Protektorate Ihrer Königlichen Hoheit der Erbgroßherzogin von Baden

soll in **Freiburg i. B.** vom **15.—17. Juni d. J.** ein **Bazar** in der **Kunst-** und **Festhalle** abgehalten werden. Das Erträgnis desselben ist bestimmt für die Beschaffung der inneren Einrichtung des

Diakonissen- und Krankenhauses in Freiburg i. B.

Alle diejenigen, die ein Herz für dieses gemeinnützige Werk der Nächstenliebe haben, werden herzlich und dringend gebeten, in ihren Kreisen für das Gelingen des Unternehmens wirken und Gaben sammeln zu wollen.

Eine Verlosung von Kunst- und anderen Gegenständen soll mit dem Bazar verbunden werden. Da eine solche Lotterie nur auf Grundlage einer Schätzung der betreffenden Gegenstände behördlich gestattet wird, die Vorbereitung hierzu also eines längeren Zeitraumes bedarf, so bitten wir, derartige Gaben, die sich zum Verkauf im Bazar oder zur Verlosung eignen — wenn thunlich mit Preisangabe —, möglichst bald einsenden zu wollen. Die Gaben zur Verlosung sollten bis 15. April in unseren Händen sein.

Die Unterzeichneten sind zur Entgegennahme von Gaben und Geldbeiträgen gerne bereit.

Freiburg i. B., im Februar 1898.

Der geschäftsführende Ausschuß: Stadtpfarrer **C. Schmitthenner,** Vorsitzender.

W. Asmus, Privat; Dr. **F. Baumgarten,** Gymnasialprofessor; **C. A. Brassert,** Privat; Dr. **A. Gruber,** Universitäts-Professor und Stadtrat; **Fr. Haag,** Stadtvikar; Dr. **Hasenclever,** Stadtpfarrer; **G. Hüglin,** Stadtrat; **v. Kaphengst,** Generalmajor z. D.; **J. Kühlewein,** Stadtvikar; **G. Metzger,** Hauptlehrer; **O. Mez,** Bankier; **M. Reiher,** Architekt; Dr. **A. Roller,** Landgerichtsrat; **O. Schauer,** Oberstleutnant a. D.; Dr. **R. Schmidt,** Universitäts-Professor; **W. Schulz,** Stadtvikar; **H. Seufert,** Apotheker; **P. Siebeck,** Verlagsbuchhändler; **A. Steinhäußler,** Privat; **F. Stulz,** Oberrealschulprofessor.

Frau Architekt **Bauer;** Frau Generalin **Freifrau v. Bissing,** Exc.; Frau Generalin **von Braunschweig;** Frau Fabrikant **Brenzinger;** Frau Anwalt **Fritschi;** Frau Professor **Gruber;** Frau Bauunternehmer **Herre;** Frau Stadtrat **Hüglin;** Frau Generalin **v. Kaphengst;** Frau Landgerichtsdirektor **Kraus** Wwe.; Frau Geh. Hofrat **von Kries;** Frau Baurat **Lubberger;** Frau Bankier **O. Mez;** Frau **P. v. Oertzen;** Frau **Ludwig Rau;** Frau Direktor **Rominger;** Frau **Heinrich Sommer** (Zähringer Hof).

Vorstehendem Aufruf schließen sich an:

Wilhelm Aicham, Oberingenieur.
Karl Backenstoß, Privat.
Friedrich Bauer, Architekt.
Heinrich Bauer, Gärtner.
Geheimrat Dr. Bäumler, Direktor der medizinischen Klinik.
Christian Bayer, Architekt.
Ludwig Eckert, Hauptlehrer.
Georg Erhardt, Hauptlehrer.
Dr. E. Fabricius, Universitätsprofessor.
Karl Gageur, Staatsanwalt.
Albert Gebhardt, Kaufmann.
Ernst Graser, Küfer.
A. M. Hansen, Pfarrer a. D.
Ernst Harms, Buchhändler.
Paul Hartung, Königlicher Baurat.
Wilhelm Heß, Gymnasialprofessor.
Dr. Friedrich Hieber, Fabrikant.
Dr. Friedrich Hölzlin, Oberpostsekretär.
Otto Hoffmann, Architekt.
Wilhelm Hüglin, Weinhändler.
Gottlieb Irion, Glaser.
Georg Jund, Privat.
Ernst Keller, Direktor.
Georg Peter Koch, Hauptlehrer.
Hofrat Dr. Kraske, Dir. d. chirurg. Klinik.
Christian Lauer, Hauptlehrer.
Friedrich Lückermann, Tapezier.
Johann Oberacker, Schlosser.
Fr. v. Oertzen, Privat.
Jakob Ritzmann, Privat.
v. Roeder-Diersburg, General der Inf.
Dr. Hermann Rose, Oberrealschulprof.
Dr. Leonh. Sadée, Gymnasialprofessor.
Jakob Schaile, Schlosser.
Dr. Max Scheid, Chemiker.
G. Schellenberg, Oberrealschulprofessor.
Albert Schuh, Reallehrer.
Karl Stehberger, Major a. D.
Karl Friedr. Stein, Gaskontrolleur.
Dr. E. Stroomann, prakt. Arzt.
Prof. Dr. L. Thomas, Direkt. d. Poliklinik.
Karl Werner-Blust, Kaufmann.
Ludwig Werner, Musikdirektor.

Zur Entgegennahme von Gaben sind ferner bereit:

Frau Rechnungsrat Aberle.
„ Oberstleutnant Alefeld.
„ Fabrikant Carl Arens.
„ W. Asmus (Karlsplatz).
„ W. Asmus (Clarastraße).
„ H. Athenstädt.
Mrs. Banner.
Frau Aug. Bartenstein Witwe.
„ Geheimrat Bäumler.
Freifrau von Baumbach.
Frau A. Baumert.
„ Oberingenieur Behaghel.
Freifrau von Boecklin, (Günterstalstr.).
Frau C. A. Brassert.
„ Zugmeister Brauch.
„ Hauptlehrer Büchelin.
„ Bauunternehmer Bühler.
„ Landgerichtsrat Buisson.
„ Spediteur Burkardt.
„ Oberstleutnant Dahlke.
„ A. Deetjen.
Freifrau von Dungern.
Fräulein L. Eimer.
„ Eisenlohr.
Frau Kaufmann Ernst.
„ Major von Ernest.
„ Kaufmann Förster.
Frau Mechaniker Franz.
„ Oberst Gaede.
„ Fabrikant Gehrig Witwe.
„ Kaufmann Glauner.
Freifrau Felix von Goeler (Goethestr.).
Frau Kaufmann Goetz.
„ Dr. E. Gruber.
„ Landgerichtspräsident Haaß.
„ Major von Hänisch.
„ Ingenieur Hailer.
„ Pfarrer Hansen.
„ Stadtpfarrer Dr. Hasenclever.
„ H. Hedwig Witwe.
„ Kübler Heß.
„ Professor Heß.
„ Kaufmann A. Hieber.
„ Kaufmann Paul Hinsche.
„ Kaufmann Höfflin.
„ Küfermeister Hornung.
„ Adlerwirt Hotz.
„ Notar Kaiser Witwe.
„ Bankier E. Kauffmann.
„ Generalin Keller, Exc.
„ Kaufmann Kocks.
„ Dekan Koellreutter.
„ Kaufmann Jean Konrad.
„ Apotheker Kopp.
Frau Forstmeister Krutina.
„ H. Kunz Witwe.
„ Kaufmann Langenbach.
„ Premierleutnant von Langsdorff.
„ Geh. Hofrat Lüroth.
„ Geheimrat Manz.
Freifrau von Marschall, Exc.
Frau Bertha Mathiß.
„ D. H. Meier.
„ Maler Meyer.
„ Werkstättenvorsteher Meyer.
„ Kommerzienrat J. Mez.
„ Dr. Muchow.
„ Apotheker Naumann.
„ Kaufmann Nöldecke.
„ Generalin v. Petersdorff, Exc.
„ Oberpostsekretär Pfalzgraf.
„ Architekt Reiher.
„ Rittmeister Reimann.
„ Straßenmeister Rößger.
„ Landgerichtsrat Roller.
Mrs. Roth.
Frau Pfarrer Sältzer.
Freifrau v. Schilling (Leopoldstraße).
Frau C. Schleip.
„ Divisionspfarrer Schloemann.
„ Architekt Eugen Schmidt.
Frau Stadtpfarrer Schmitthenner.
Fräulein von Schon.
Frau Professor Schottelius.
„ Professor Schröer.
„ Marie Schuck Witwe.
„ Verlagsbuchhändler Siebeck.
„ Fr. Siebenmann.
Fräulein Siegrist.
Frau Albert Steinhäußler.
„ Geheimrat Stiehl.
„ Geheimrat von Stößer, Exc.
„ Alice Sutter Witwe.
„ J. Fr. Sutter.
Fräulein Terlinden.
Frau Professor Thomas.
„ Franz Tritschler Witwe.
Freifrau Vincke.
Frau Oberst Walther.
„ Professor Weißenfels.
„ Hofrat Wiedersheim.
„ Kaufmann Wiedtemann.
„ H. Wohlgemuth.
„ Aug. Wolffhügel.
„ Oberstleutnant Wyneken.
„ Professor Zehnder.
„ Architekt Zimmermann.
„ Fabrikant Zoeppritz.

Sämtlich in Freiburg i. B.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig